

Verein
für
Kommunalwissenschaften e.V.



Aktuelle Beiträge
zur Kinder- und Jugendhilfe 46

**(Mehr) Selbstverantwortung
zulassen.**

**Neue Konzepte in der
Kinder- und Jugendhilfe**

**Dokumentation der Fachtagung
am 22. und 23. April 2004
in Berlin**

Diese Tagung wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Impressum:

Herausgeber:

Verein für Kommunalwissenschaften e. V.

Ernst-Reuter-Haus · Straße des 17. Juni 112 · 10623 Berlin

Postfach 12 03 21 · 10593 Berlin

Redaktion, Layout und Satz:

Dörte Jessen

Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe

Herstellung:

Verein für Kommunalwissenschaften e. V.

Berlin 2004

Hinweise zur Download-Ausgabe:

Der vorliegende Tagungsband wird vom Verein für Kommunalwissenschaften e.V. nicht mehr als Druckfassung aufgelegt. Es besteht die Möglichkeit, die Fachbeiträge und Diskussionen aus dem Internet herunter zu laden. Die Texte sind schreibgeschützt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	5
KERSTIN LANDUA <i>Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe des Vereins für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin</i>	
 <u>Fachreferate</u>	
Selbstverantwortung stärken – Handlungsmaximen unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen	11
DR. WARNFRIED DETTLING <i>Freier Publizist, Berlin</i>	
Familien tun lassen, was sie können? Lassen Fachkräfte der Jugendhilfe zu, dass Eltern und Kinder Verantwortung übernehmen?	28
PROF. ULLRICH GINTZEL <i>Professor für Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Evangelische Hochschule für Soziale Arbeit Dresden</i>	
 <u>Diskussionsergebnisse aus vier Arbeitsgruppen:</u>	
Was fördert, was (ver)hindert Selbstverantwortung, angstfreies Lernen und Arbeiten, kreatives Ausprobieren bei Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern?	42
 <u>Lernen vom Modell: Vorstellung von neuen Arbeitsansätzen</u>	
Familienkonferenzen, ein neuseeländisches Modell	46
ALLAN MACRAE <i>Manager of Care & Protection and Youth Justice, Koordinator der Familienkonferenzen für die südliche Region Neuseelands, Wellington</i>	
Video-Home-Training (VHT)	66
WERNER BARKING <i>Fortbildungsreferent, v. Bodelschwingh'sche Anstalten, Bielefeld</i>	
 <u>Fachreferat:</u>	
Selbstverantwortung und KJHG	75
MINISTERIALRAT PROF. DR. DR. H.C. REINHARD WIESNER <i>Leiter des Referates Kinder- und Jugendhilferecht, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin</i>	

Lernen vom Modell: Vorstellung von neuen Arbeitsansätzen

Communities that Care	83
HARRIE B. JONKMAN	
<i>Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Nederlands Instituut voor Zorg en Welzijn (NIZW), Utrecht, Niederlande</i>	
Das Heidelberger Modell der Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH)	97
PROF. DR. MARGA ROTHE	
<i>Gründerin und Leiterin des Heidelberger Modells der SPFH, 1. Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung von Kindern und Jugendlichen (AGFJ), Heidelberg</i>	
Die Ambulante Intensive Begleitung – ein Überblick über den Ansatz	108
THOMAS MÖBIUS	
<i>Geschäftsführer, Institut für Soziale Praxis, Rauhes Haus Hamburg</i>	
Literaturhinweise	115

Vorwort

„Wer etwas für andere tut, was diese selbst tun können, handelt unsozial.

Warum?

Weil er sie nicht stärker, sondern schwächer macht,

weil er ihre Fähigkeiten nicht vermehrt, sondern untergräbt,

weil er in eine Kultur der Abhängigkeit hineinführt.“

(Warnfried Dettling)

Plädoyer für einen Ressourcenansatz:

Diese so prägnant formulierte Feststellung von Dr. Warnfried Dettling war der inhaltliche Bezugsrahmen dieser Fachtagung. Die praktische Umsetzung dieser Aussage stand im Mittelpunkt der inhaltlichen Diskussion. Konkret wurde darüber diskutiert, wie sich Sozialarbeit und damit auch das Rollenverständnis von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern verändern sollen und wie die Eigenressourcen und Erziehungskompetenzen von Familien gestärkt werden können.

Besonders schwierig war die Diskussion darüber, wie die Forderung und Förderung von mehr Selbstverantwortung Familien näher gebracht werden kann, ohne zugleich den Eindruck entstehen zu lassen, dass in erster Linie gesparrt werden soll.

Ziel der Fachtagung war es, dass „Selbstverantwortung zulassen und übernehmen“ sich als Qualitätsmerkmal von Jugendhilfe in der Zusammenarbeit mit Familien stärker als bisher etabliert. In diesem Kontext sollte während der Tagung über verschiedene Fragen neu nachgedacht werden, z.B. darüber:

- inwieweit Jugendhilfe überhaupt zulässt, dass Familien für sich und andere Verantwortung übernehmen;
- inwieweit Familien selbst äußern können, welche Art der Hilfe und Unterstützung sie im Familienalltag brauchen;
- auf welche Weise sich die Interaktion der Prozessbeteiligten verändert;
- wie professionell ausgerichtete Leistungsangebote der Kinder- und Jugendhilfe für Familien angelegt sein müssen, damit die Erziehungsressourcen der Eltern stärker zum Tragen kommen.

In diese Diskussion half allen Teilnehmenden Dr. Warnfried Dettling, der in seinem Referat zehn Handlungsmaximen vorschlug, die dazu dienen sollen, soziale Arbeit zukunftsfähig zu machen. Der Stellenwert von Jugendhilfe und sozialer Arbeit solle gesichert und erhöht und die Selbstmarginalisierung der Jugendhilfe beendet werden. Er forderte die Jugendhilfe und Sozialarbeit dazu auf, an ihren Fähigkeiten und Stärken anzuknüpfen und nicht an den Problemen.

Prof. Dr. Ulrich Gintzel, Evangelische Fachhochschule Dresden referierte unter anderem darüber, ob Fachkräfte der Jugendhilfe ihre Aufgabe wahrnehmen, Kinder und Eltern zu befördern, selbst Verantwortung zu übernehmen. Er führte dazu aus, dass die fachlich-methodischen Kompetenzen vieler Fachkräfte noch zu sehr daran orientiert seien, für die Nutzerinnen und Nutzer Entscheidungen zu treffen. Hier müsse ein Paradigmenwechsel stattfinden. Eine Stärkung der Handlungsfähigkeit und der Autonomie durch institutionalisierte Interessenvertretungen und Mitbestimmungsformen sei erforderlich, diese seien eher noch unzureichend vorhanden. Allerdings beeinträchtigten der Kostendruck und strukturelle Verschlechterungen nutzerorientierte Ansätze in der Jugendhilfe.

Vorstellung einiger interessanter Arbeitsansätze

Im Tagungsverlauf wurden unter dem Fokus: „Lernen vom Modell“ unterschiedliche und teilweise neue Konzepte in der Kinder- und Jugendhilfe vorgestellt.

Allan MacRae, Koordinator der Familienkonferenzen für die südliche Region Neuseelands, stellte das Neuseeländische Modell der Familienkonferenz vor und Harry B. Jonkman aus den Niederlanden referierte am zweiten Tag über das Programm „Communities that Care“.

Beide Modelle setzen auf das Vorhandensein einer hohen Problemlösungskompetenz in den meisten Familien, wenn an vorhandene Ressourcen und Stärken angeknüpft wird.

Selbstverantwortung als vorrangige Verpflichtung öffentlicher Hilfe

Der zweite Arbeitstag begann mit einem Fachreferat „Selbstverantwortung + KJHG“ von Prof. Dr. Dr. h.c. Reinhard Wiesner, der betonte, dass das KJHG bereits im § 1 Selbstverantwortung als Erziehungsziel definiert und Kinder und Jugendliche als Interaktionspartner ernst genommen werden müssten. Er wies in seinem Vortrag darauf hin, dass man Selbstverantwortung nur von Erwachsenen erwarten dürfe, Eltern damit aber auch zugleich nicht überfordert werden sollten. Wichtig sei eine (Wieder)Herstellung der Eigenverantwortung als Ziel pädagogischer Interventionen im Familiensystem. Ein partizipativer Hilfeprozess als Instrument zur Stärkung von Eigenverantwortung sei erforderlich, ein „Restrisiko“ sei nie auszuschließen. In diesem Zusammenhang wäre die Garantenpflicht nicht als wirkliches Hindernis für die Übernahme und das Zulassen von Selbstverantwortung zu verstehen.

Im Abschlussplenum wurden noch einmal die zu Beginn der Tagung formulierten Fragestellungen: „Was fördert, was (ver)hindert Selbstverantwortung, angstfreies Lernen und Arbeiten, kreatives Ausprobieren bei Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern?“ aufgegriffen und Diskussionsergebnisse aus den Arbeitsgruppen und offene Fragen vorgestellt.

Insgesamt wurde an beiden Arbeitstagen viel über praktische Ansätze und Haltungs- und Bewusstseinsfragen zum Tagungsthema „(Mehr) Selbstverantwortung zulassen“ weitergegeben und debattiert. Abschließend sei noch einmal allen Referentinnen und Referenten für Ihre Mitwirkung an dieser Fachtagung gedankt, in der Hoffnung, dass die auf dieser Tagung vorgestellten Modelle und erarbeiteten Ergebnisse Eingang in die Praxis finden.

KERSTIN LANDUA

Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Verein für Kommunalwissenschaften e.V.

Fotos auf der ersten Bildseite, obere Reihe:

Dr. Warnfried Dettling, Dr. Rolf-Peter Löhr, Prof. Ullrich Gintzel

Mittlere Reihe:

Allan MacRae, Harrie B. Jonkman, Kerstin Landua

Untere Reihe:

Teilnehmer

Fotos auf der zweiten Bildseite, obere Reihe:

Dr. Warnfried Dettling, Thomas Möbius, Werner Barking

Mittlere Reihe:

Klaus Römisch, Cornelia Bauer, Prof. Dr. Dr. h.c. Reinhard Wiesner

Untere Reihe:

Bruno Pfeifle, Dr. Kerstin Delleman, Prof. Dr. Marga Rothe, Harrie B. Jonkman,
Barbara Bütow

Selbstverantwortung stärken – Handlungsmaximen unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen

DR. WARNFRIED DETTLING
Freier Publizist, Berlin

Meine Damen und Herren, sehr verehrter Herr Löhr, Sie haben mir ein Thema gegeben, das relativ einfach und präzise klingt, aber doch sehr weit in alle Bereiche der Jugendhilfe, der sozialen Arbeit, der Sozialpolitik hineinreicht: Selbstverantwortung stärken unter den gegenwärtigen und damit unter veränderten Bedingungen.

Ich will mich nicht lange damit aufhalten, den gesellschaftlichen Wandel zu beschreiben und zu analysieren, sondern will gleich in medias res gehen und möchte Ihnen zehn Maximen vorschlagen, an denen sich Jugendhilfe, Sozialarbeit, Sozialpolitik orientieren könnten, vielleicht orientieren sollten, wenn sie unter veränderten Bedingungen ihre alten und neuen Aufgaben: Schutz und Aktivierung, Inklusion und Entfaltung, Stärkung der Menschen und der Familien, gerecht werden wollen – Handlungsmaximen, die darauf ausgerichtet sind, unter veränderten Bedingungen den klassischen Auftrag der Jugendhilfe und der sozialen Arbeit zu erfüllen.

Diese Maximen dienen auch dazu, soziale Arbeit zukunftsfähig zu machen, und zwar im doppelten Sinne zukunftsfähig: Nicht nur, dass diejenigen, die aktiv in der sozialen Arbeit sind, auch tatsächlich die sozialen Probleme und die Fragen der Jugendhilfe erfolgreich angehen können, sondern auch zukunftsfähig in dem Sinne, dass der Stellenwert der Jugendhilfe und der sozialen Arbeit in Zukunft gesichert und erhöht wird, dass also am Ende die Jugendhilfe und die Sozialarbeit nicht durch die Art und Weise, wie sie praktiziert und öffentlich vertreten wird, zur Selbstmarginalisierung beiträgt.

Selbstmarginalisierung der Jugendhilfe und der Sozialarbeit scheint mir in Zukunft ein wichtiges Problem, weil sie nicht mehr davon ausgehen können, dass ihnen die politische und soziale Umwelt so selbstverständlich das Verständnis und die Ressourcen entgegenbringt, die sie brauchen. Sie leiden unter einem Handicap, das sie nicht ändern können, nämlich unter Begriffen, die im Grunde altertümlich und vordemokratisch sind, die gerade dem zuwiderlaufen, was das Thema meint, nämlich Selbstverantwortung zu stärken. „Jugendhilfe“, „Jugendpflege“, „Jugendfürsorge“ sind sehr altertümliche Begriffe, mit denen moderne, selbstbewusste, emanzipierte junge Männer und Frauen wenig anfangen können.

1. Maxime

Jugendhilfe und Sozialarbeit sollten an den Fähigkeiten der Menschen anknüpfen und nicht an ihren Schwächen und Problemen, sondern an ihren Stärken und an dem, was sie beitragen und leisten können und wollen.

Das ist eigentlich eine klassische, hier etwas zugespitzte Maxime. Es ist ein Ressourcen- statt Defizitansatz. Das ist keineswegs neu, aber ich bezweifle, dass viele oder alle sich daran orientieren, dass dieser Ressourcenansatz statt Defizitansatz schon überall

und konsequent praktiziert wird. Es macht einen ganz entscheidenden Unterschied, von welcher Annahme, von welcher Prämisse Sie ausgehen: ob Sie sagen, jeder Mensch habe Fähigkeiten, auch wenn er alt ist, wenn er krank ist, wenn er behindert ist, wenn er Schwierigkeiten hat, jeder Mensch könne etwas, wolle beitragen zum Ganzen, auch wenn er alle möglichen Handicaps hat, oder ob Sie von der Prämisse ausgehen, weil die Menschen alt sind, krank sind, hilfsbedürftig sind, könne man nichts mehr von ihnen erwarten, müsse man für sie handeln, müsse man sie betreuen, müsse man sie „befürsorgen“.

Dieser Defizitansatz ist nicht nur ein Mangel in der konkreten sozialen Arbeit, sondern er stellt etwas viel Weitreichenderes dar: Er ist im Grunde eine Ausgrenzung, die im Kopfe beginnt. Das ist ganz entscheidend. Der Defizitansatz geht von der unausgesprochenen Annahme aus, dass man von den Menschen nichts mehr erwarten kann, und dann schreibt man sie ab und konzentriert sich darauf, sie durch Fürsorge oder materielle Transfers gewissermaßen ruhig zu stellen.

Der Ressourcenansatz lässt sich in einem einzigen Satz radikalisieren und zuspitzen. Dieser Satz hat vor 10-15 Jahren Bedenken und Kopfschütteln hervorgerufen und findet inzwischen immer mehr Verständnis, so dass ganze, große Einrichtungen danach organisiert werden. Dieser Satz lautet: **Wer etwas für andere tut, was diese selbst tun können, handelt unsozial.** Warum? Weil er sie nicht stärker, sondern schwächer macht, weil er ihre eigenen Fähigkeiten nicht vermehrt, sondern untergräbt, weil er in eine Kultur der Abhängigkeit hineinführt. Das ist meines Erachtens eine sehr wichtige Aussage, wiederum nicht nur konkret für die soziale Arbeit, sondern auch für die Wahrnehmung der Jugendhilfe und der sozialen Arbeit in der Gesellschaft. Es besteht die Gefahr der Selbst-Entlegitimierung in der Öffentlichkeit, wenn sich der Eindruck verbreitet, dass durch eine Sozialarbeit, die sich am Defizitansatz orientiert, die sozialen Probleme nicht geringer, sondern eher mehr werden, wenn die Jugendhilfe, die Sozialarbeit und die Sozialpolitik dadurch gewissermaßen zur Verschärfung der sozialen Probleme beitragen.

Ich denke, dass sich diese Entwicklung gegenwärtig immer mehr in der Öffentlichkeit breit macht. „Kultur der Abhängigkeit“ war vor 20 Jahren ein Schlagwort der Konservativen aus den USA. Es ist eine große Chance der Agenda 2010, dass man auf diese Dinge aufmerksam wird, weil zum ersten Mal ein Bundeskanzler gesagt hat, dass der real existierende Sozialstaat, so wie er ist, auch zu sozialen Fehlentwicklungen beiträgt. Das Versagen der Bundesanstalt für Arbeit hat auch dazu beigetragen zu erkennen oder zu fragen, ob dieser Schaden und diese ungenügende Aufgabenerfüllung nicht damit zu tun hat, dass die ganze Bundesanstalt für Arbeit seit Bestehen nach der sozialen Logik organisiert wurde und nicht nach der aktivierenden, nach der beschäftigungspolitischen Logik. Ich will darauf hinaus, dass Ressourcen- statt Defizitansatz nicht nur eine Handlungsmaxime für die konkrete soziale Arbeit ist, sondern auch dazu beiträgt, unter veränderten Bedingungen ihre Anliegen wieder gesellschafts- und mehrheitsfähig zu machen.

2. Maxime

Jugendhilfe, Familie, Schule – alle, die mit jungen Menschen zu tun haben, sollten ihnen helfen, sich an Erfolgen freuen zu können, aber an Misserfolgen nicht zu scheitern.

Man muss jungen Menschen heute, wenn sie starke Persönlichkeiten werden und ihr Leben erfolgreich selbstverantwortlich – nicht individualistisch – gestalten wollen, helfen, sich an ihren Erfolgen freuen zu können, für sich selbst und mit anderen und an den Erfolgen anderer, aber an den Misserfolgen nicht zu zerbrechen, sich nicht aus der Bahn werfen zu lassen. Man muss ihnen helfen, Erfolge zu suchen, ihre Interessen zu formulieren und sich auch durchzusetzen, aber zu wissen, dass man das nicht immer im Alleingang machen kann und dass man das Scheitern nicht als ein endgültiges Scheitern annimmt, dass man Erfolge nicht den Zufällen zuschreibt und Misserfolge nicht allein bei sich sucht. Wir wissen aus der Geschlechterforschung, dass junge Mädchen, wenn sie sitzen bleiben, immer die Ursachen bei sich suchen, während Knaben in der Schule die Misserfolge bei den Umständen suchen.

Ich will mit meiner zweiten Maxime ansprechen, dass es eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein gelingendes Leben ist, das, was man im angelsächsischen Sprachgebrauch resilience nennt, also Widerstandskraft, die Fähigkeit, wieder aufzustehen, ein kreatives Scheitern zu lernen. Damit aber Kinder und Jugendliche sich selbst gegenüber ein gutes Gefühl haben und starke Persönlichkeiten werden können, müssen zuerst ihre Eltern und Erzieher ihnen gegenüber ein gutes Gefühl haben. Das ist nun keineswegs selbstverständlich, gerade, wenn man in Ihrem Beruf arbeitet. Jedes siebte Kind vermutet laut einer Umfrage, die eigenen Eltern hätten es lieber anders. Jedes siebte Kind fühlt sich also von der pädagogischen Umwelt, von der Familie, von den Eltern nicht richtig angenommen. Und jede/jeder von Ihnen kann sich fragen: Mit welchen Gefühlen trete ich eigentlich denen gegenüber, denen ich helfen soll?

Diese Maxime „Erfolg haben wollen, aber auch Scheitern können“ wird wichtiger bei den künftigen Lebensläufen der heute jungen Menschen, einfach deshalb, weil sich die Lebensverläufe der heute Jungen grundlegend unterscheiden werden von den Lebensverläufen meiner Generation. Meine Generation hat ein lineares Leben geführt, wenn Sie so wollen: Jugend, Erwachsenenalter, Alter. Eines hat auf dem anderen aufgebaut. Man hat in seiner Jugend beschlossen, einen Beruf zu lernen – Beamter, Facharbeiter, Lehrer – und ist es ein Leben lang geblieben.

Diese neuen Lebensverläufe werden in der Soziologie mit unterschiedlichen Begriffen beschrieben: „entstandardisierte Lebensverläufe“, „vom linearen zum zyklischen Leben“. Man kann es ganz einfach sagen, dass derjenige, der heute jung ist, in seinem Leben mit hoher Wahrscheinlichkeit ein, zwei, drei Mal umlernen muss, einen neuen Beruf, einen neuen Partner finden wird, und dass es ganz entscheidend darauf ankommt, an diesen Umbruchsituationen, die sich aus strukturellen Gründen im Leben der künftigen Generationen vermehren werden, nicht abzustürzen. Heute junge Leute werden in Zukunft ein Leben leben mit normalen Risiken und mit riskanten Freiheiten.

In dieser Situation ist es überlebenswichtig und Voraussetzung für ein gelingendes Leben, dass sie zwar ihren Erfolg suchen, sich durchsetzen können, stark werden, aber dass sie an Misserfolgen nicht zerbrechen und nicht untergehen.

Diese Tugend des kreativen Scheiterns ist in Deutschland sehr viel weniger verbreitet als in anderen Gesellschaften, etwa in Amerika, wo ein Scheitern im Studium, im Unternehmen, in der Wirtschaft, in der Gesellschaft immer auch als Ausweis dafür dient, dass man es versucht hat und wieder versuchen kann, während es bei uns nur negativ bewertet wird.

3. Maxime

Meine dritte Maxime kann ich in einem einzigen Wort zusammenfassen und die Konsequenzen daraus sind schwierig zu ziehen. Die dritte Maxime heißt: **Respekt**, mit Respekt jenen Menschen begegnen, mit denen man es in der Sozialarbeit und in der Jugendhilfe überall zu tun hat, mit Respekt begegnen immer und in jeder Situation und auch möglichst auf gleicher Augenhöhe mit ihnen, so sehr der offene Anschein dagegen spricht, dass man es tun kann. In der Geschichte des Helfens war soziale Fürsorge oft mit Bevormunden und Zurechtweisen derer, die den „rechten Weg“ verlassen haben, verbunden, auch mit autoritären Vorstellungen, was normales Verhalten und was abweichendes Verhalten ist. Fürsorge war eine andere Form der sozialen Kontrolle.

Hinzu kommt, dass das Helfen meistens in Situationen der Ungleichheit geschieht, in Situationen der Abhängigkeit, in Situationen, in denen sich Starke und Schwache, Erwachsene und Kinder, Gesunde und Kranke, Wissende und Unkundige begegnen. Der Soziologe *Richard Sennett* hat in einem eindrucksvollen Buch die Frage aufgeworfen, die im alltäglichen Leben der Sozialarbeit zu beantworten ist: „*Wie ist Respekt möglich in einer Welt der Ungleichheit?*“¹ Das ist die entscheidende Frage. Man kann aus vielen Gründen davon ausgehen – so sehr man es bedauern mag –, dass wir in eine Welt hineinwachsen, in der ökonomische und soziale Ungleichheiten eher zunehmen werden. Die Frage ist: Wie kann man Menschen mit Respekt begegnen, obwohl sie ungleich sind, obwohl sie weniger wissen, weniger können, sich weniger eindrucksvoll verhalten können?

Man kann den Respekt auf sehr unterschiedliche Weise verfehlen: durch eine unpersönliche, bürokratische Behandlung, durch eine fürsorgliche Belagerung oder auch durch eine – leider sehr verbreitete – infantile Sprache, mit denen man ihnen begegnet. In der Altenhilfe trifft man das häufig an, dass man alte Menschen in einer kindlichen Sprache anredet („Wollen wir uns mal wieder waschen?!“ „Wollen wir mal den Brei essen?“...). Kinder werden in einer kindischen Sprache angesprochen, die sie im Grunde als junge Persönlichkeiten nicht ernst nimmt.

Patentrezepte darauf habe ich nicht. Sie müssen es für Ihre Arbeit bedenken. Es ist ganz sicher, dass man für dieses Ziel, Menschen in der Jugendhilfe und in der Sozialarbeit mit Respekt zu begegnen, viel reflexive Zeit braucht, in der die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter untereinander reden, wie der Einzelne ist, wie sie ihm begegnen und was sie tun können, um hier ein respektvolleres Verhalten an den Tag zu legen.

¹ Sennett, Richard: Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. – Berlin: Berliner Taschenbuchverlag, 2004.

4. Maxime

Zum Respekt gegenüber anderen Menschen gehört auch, dass man ihr Selbstvertrauen stärkt, dass man den Glauben von Kindern und jungen Menschen systematisch darin stärkt, selber etwas bewirken zu können. Das geht nicht ohne ein gewisses Weltvertrauen. **Selbstvertrauen, Selbstwirksamkeit und Weltvertrauen** sind die Stichworte meiner vierten Maxime und sie gehören alle irgendwie zusammen.

Um deutlich zu machen, was Weltvertrauen ist, will ich Ihnen ganz kurz ein abschreckendes Beispiel vorstellen, ein Zitat von einem jungen Vater: „Vor wenigen Monaten kam mein Ältester aus der Schule, schmiss seinen Ranzen in die Ecke und sagte: ‚Die Welt ist total kaputt, Papa. Die Welt wird nicht mehr lange da sein.‘ Er zeigte mir sein Schulheft, darin eingeklebt waren Bilder aus Illustrierten: tote Bäume, Kinder mit Hungerbäuchen, Atombombenexplosionen, Panzer im Gazastreifen, alles zusammenhangslos zu einer Collage des Schreckens verarbeitet. Darunter stand: ‚Der Mensch zerstört die Natur. Der Mensch beutet andere Menschen aus. Immer mehr der natürlichen Erde wird vernichtet.‘“¹

Weltvertrauen ist natürlich ein heikles Thema. Man kann vor Kindern und Jugendlichen diese großen Gefahren und Entwicklungen in der Welt nicht einfach verschweigen. Es geht darum, WIE man auf diese Dinge aufmerksam macht, ob man auch die positiven Entwicklungen beschreibt und ob man im sozialen Nahbereich Räume schafft, wo Kinder und Jugendliche positive Erfahrungen machen können, wo Kinder und Jugendliche mit Erwachsenen, mit Lehrern, Erziehern und Sozialarbeitern ihre negativen Welterfahrungen auch konstruktiv verarbeiten können. Das ist der ganz entscheidende Punkt.

Wenn ich also für Weltvertrauen als ein Ziel der Jugendarbeit und der Schule plädiere, dann nicht, um real existierende Probleme zu verschweigen, sondern um Sie sensibel dafür zu machen, dass die Integration von jungen Menschen und später auch von Erwachsenen in die Gesellschaft, in die Welt, vom sozialen Nahbereich abhängt. Aus der Gewaltforschung weiß man relativ eindeutig, dass jene Jugendliche gewaltbereiter sind, die in ihrem sozialen Umfeld schlechte Erfahrungen gemacht hatten.

Eines scheint mir völlig sicher zu sein: Man kann nicht Kinder und Jugendliche zu starken, selbstverantwortlichen und auch sozial verantwortlichen Menschen erziehen, wenn man ihnen immer wieder die Botschaft vermittelt, dass sie in einer Welt leben, in der sowieso alles verloren ist, in der man nichts machen kann, wo man hoffnungslos draußen steht.

5. Maxime

Die bisherigen vier Maximen haben eines gemeinsam. Sie dienen dazu, Menschen stark zu machen, starke Persönlichkeiten zu erziehen. Analytisch und auch in der konkreten Arbeit stellt sich oft die Frage: Warum scheitern einige Menschen und zerbrechen an den gleichen Erfahrungen, die andere auch machen, während andere Menschen gestärkt

¹ zitiert nach Matthias Horx: Zukunftskinder, in: Monika Murphy-Witt und Petra Stamer-Brandt: Was Kinder für die Zukunft brauchen. Die 8 Schlüsselqualifikationen und wie Sie ihr Kind darin fit machen, Gräfe und Unzer Verlag München 2004, S. 9

daraus hervorgehen? Man hat bei einer Untersuchung von weiblichen Sozialhilfeempfängern festgestellt, dass einige resigniert haben und abgestürzt sind und andere sich selbst und neue Stärke gefunden haben. Man kann fragen, woher diese Stärke kommt. Die vier ersten Maximen dienen also dazu, Menschen zu stärken und zu befähigen. „Empowerment“ heißt das Stichwort dazu.

Meine fünfte Maxime empfiehlt etwas sehr Einfaches, nämlich zu erkennen und anzuerkennen, dass es Jugendhilfe und Sozialarbeit heute mit anderen Menschen zu tun hat als früher. **Jugendhilfe hat heute mit selbstständigeren, selbstbewussten, oft auch im wörtlichen Sinne eigensinnigen Menschen zu tun.** Das gilt für jene, die helfen, und das gilt für jene, denen geholfen wird. Die fraglose Unterordnungsbereitschaft ist auf beiden Seiten geringer geworden. Die Menschen machen den Mund auf, sie wollen mitreden. Umgekehrt weiß man, dass die Mitwirkungsbereitschaft der Menschen, denen geholfen werden soll, eine der entscheidenden Voraussetzungen für den gemeinsamen Erfolg ist.

Für die helfenden Professionen bedeutet das, dass ein kooperatives Klima angesagt ist: Arbeiten im Team, Vernetzung und weniger Hierarchien. Man kann generell sagen, dass für die Zukunft die Vernetzung der bestehenden Dienste und Einrichtungen wichtiger ist als weitere Spezialisierung und weitere Sondereinrichtungen. Damit ist nichts gesagt gegen die Professionalisierung und Spezialisierung seit den siebziger Jahren, aber ich glaube, wir leben in einer Situation, in der die Vernetzung, auch die kommunale Vernetzung bestehender Einrichtungen, wichtiger wird.

Für die Objekte des Helfens bedeutet dies, dass wir es mit selbstständigeren, eigensinnigeren Menschen zu tun haben, dass man sie eben nicht wie Objekte, sondern wie Mitakteure und Koproduzenten des gemeinsamen Werkes behandelt.

Für die ehrenamtliche Arbeit schließlich bedeutet das, dass die veränderten Motivationen und veränderten Formen ehrenamtlicher Arbeit erkannt und anerkannt werden. Viele Ehrenamtliche sind heute engagiert, weil sie sich selbst verwirklichen wollen, weil sie etwas Sinnvolles tun wollen, nicht, weil sie sich für andere aufopfern. Dieses Engagement besteht nicht ständig und auf Dauer und in festen Organisationen, sondern auf Zeit und in konkreten Projekten. Man will Gutes tun und auch selber etwas davon haben, Gutes tun mit Gewinn für sich selber.

Das klingt nun sehr banal und sehr selbstverständlich, ist aber in der deutschen Tradition und Kultur überhaupt nicht richtig realisiert und umgesetzt. Man geht nicht nur im konservativen Milieu davon aus, dass die Gesellschaft in zwei große Gruppen zerfällt: Die einen verwirklichen sich selbst, sind Hedonisten und Egoisten, und die anderen sind selbstlos und geben sich anderen um deren selbst willen hin. Ich denke, man muss in diesem Bereich Formen finden, wo die Leute sich selbst einbringen und mitreden können und nicht nur von außen bestimmt etwas tun. Viele Ehrenamtliche ziehen sich wieder zurück, weil sie entweder überfordert oder unterfordert werden.

Das führt mich zu meiner sechsten Maxime und zu einem schwierigen Thema.

6. Maxime

Wie kann die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen optimal gelingen? Man kann Ehrenamtliche abschrecken, indem man zuviel von ihnen erwartet, indem man sie benutzt, um Lücken zu füllen, oder indem man zuwenig von ihnen erwartet, indem man sie also über- oder unterfordert. Man muss Ehrenamtliche finden, rekrutieren, supervisionieren, qualifizieren. Das ist in der sozialen Landschaft bisher wenig geschehen. **Die Arbeit mit Ehrenamtlichen ist eine professionelle Aufgabe.** Qualifizierung und Supervision von ehrenamtlichen Mitarbeitern will gelernt sein. **Die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen bedarf der Mediation und der Moderation** und damit viel professionellen Geschicks.

Das deutlichste Beispiel ist mir in der Altenhilfe begegnet, wo eine Frau, die sehr lange in der Altenhilfe tätig war, darüber berichtet hat, wie das mit den Ehrenamtlichen ist. Sie macht ständig die harte, die entfremdende Arbeit, auch die körperliche Arbeit der Pflege. Und wenn das alles vorbei ist, kommen die Ehrenamtlichen und reden mit den Menschen über die Kinder und den Sinn des Lebens. Das führt im Grunde bei den Hauptamtlichen zu einer großen Frustration. Das heißt, eine bessere Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen kommt nicht von selbst, weil beide Seiten gute Absichten haben, sondern will gelernt sein, braucht die systematische Mediation, den Perspektivenwechsel, wo dann auch die Arbeit gemeinsam besprochen wird.

7. Maxime

Jugendhilfe und Sozialarbeit vom Rand in die Mitte der Gesellschaft bringen und aus der Mitte der Gesellschaft begründen und praktizieren, die Selbstmarginalisierung der Jugendhilfe beenden.

Jugendhilfe ausschließlich als Arbeit mit Rand- und Problemgruppen war möglich und sinnvoll, solange in der restlichen Gesellschaft alles in Ordnung war. Wenn man es einfach und überspitzt formuliert: Solange es Vollbeschäftigung gegeben hat und die Menschen in eine lebenslange Arbeit und über die Arbeit in die Gesellschaft integriert wurden und solange 90-95 Prozent eines Altersjahrgangs verheiratet waren und von denen wiederum 95 Prozent Kinder hatten, wie in den fünfziger und sechziger Jahren, solange die Menschen also „ein normales Leben“ geführt haben, war Jugendhilfe und Sozialarbeit ausschließlich als Randgruppenarbeit möglich.

In einer Zeit, in der man vom „Ende des normalen Lebens“ und der normalen Arbeit sprechen kann, ist eine solche Konzeption nicht mehr zeitgemäß. Das heißt, Jugendhilfe kann sich nicht auf „die am Rande“ beschränken. „Vom Rand in die Mitte der Gesellschaft bringen“, damit meine ich vor allem zwei Zusammenhänge:

1. Es ist offensichtlich, dass man in der Jugendhilfe und Sozialarbeit durch Einzelfallhilfen nicht wieder gut machen kann, was in der Mitte der Gesellschaft schief gelaufen ist, sei es in der Familie, sei es in der Schule, sei es im Gemeinwesen.
2. Der zweite Grund, warum sich Ihre Tätigkeit von der Mitte der Gesellschaft her begründen sollte, besteht darin, dass sich in Zukunft eindeutig eine Schere zwischen dem Angebot und der Nachfrage nach sozialen Diensten öffnen wird. Das natürliche

Angebot an sozialen Diensten rund um die Familie, erbracht in erster Linie durch Familienfrauen, wird zurückgehen. Die Nachfrage nach sozialen Diensten wird nicht nur durch die Alterung der Gesellschaft, durch die steigende Zahl der Pflegebedürftigen zunehmen, sondern auch durch die Entwicklungen, wo immer mehr junge, aber auch ältere Menschen, durch ganz neue soziale Fragen wie Integration ausländischer Mitbürger usw. aus der Bahn geworfen werden. Wir werden ein weites Feld haben, in dem offen ist, wie in Zukunft beim Rückgang von natürlichen sozialen Diensten überhaupt genug Alltagssolidaritäten bereitgestellt werden.

Das ist zunächst eine gute Botschaft für Sie, weil Ihre Tätigkeit, die personenbezogenen sozialen Dienste, langfristig betrachtet eine riesige Wachstumsbranche für hauptamtliche Mitarbeiter sind. Trotzdem werden wir in Zukunft ein soziales Netz in der lokalen Gesellschaft brauchen, in dem sich Menschen umeinander kümmern, sich selbst organisieren, für andere da sind, ein Netz in der Gesellschaft der Selbstorganisation, der Selbsthilfe, des bürgerschaftlichen Engagements jenseits des Marktes, jenseits des Staates und jenseits beruflicher Verpflichtungen.

Wenn das so ist und dafür gibt es einfache, zahlenmäßige Entwicklungen, dann kommt auf den Sozialarbeiter eine völlig neue Rolle und eine neue Berufsdefinition hinzu, dass er sich nicht allein mit Einzelfallhilfe abgeben soll, sondern dass er immer mehr zu einem Sozialmanager, zu einem sozialen Entwicklungshelfer in der Region, in der Stadt, in einem Stadtviertel wird. Die Aufgabe, die sozialen Ressourcen zu mobilisieren und zu organisieren, nicht nur die finanziellen, sondern auch die freiwilligen Ressourcen usw., erfordert völlig neue Fähigkeiten.

Das heißt, Ihr Selbstverständnis könnte und müsste sich ausweiten in der lokalen Gesellschaft, dass Sie nicht nur eine „Reparaturkolonne“ für soziale Kollateralschäden sind, sondern dass Sie in der lokalen Gesellschaft wesentliche Akteure sind, die die Gemeinde dazu bringen, sich über die Zukunft Gedanken zu machen: „Wohin gehen wir, wenn nichts geschieht? Wie viele Arbeitslose werden wir haben, wie viele Alleinerziehende, wie viele Ältere? Wie viele werden ausgegrenzt sein? Sie sind in der Gesellschaft jene Akteure, die die lokale Gesellschaft dazu bringen, über ihre Zukunft in sozialen Kategorien nachzudenken.

8. Maxime

Handle so, dass Solidarität in der Gesellschaft nicht nur verbraucht wird, sondern sich immer wieder auch erneuert.

Das klingt wiederum sehr banal, scheint mir aber eine ganz entscheidende Zielfunktion und Maxime für Ihre Tätigkeit unter dem Stichwort **Nachhaltigkeit** zu sein. Gerade Akteure in sozialem Bereich gehen oft davon aus – weil sie im Beruf oder auch privat sozial engagierte Menschen sind –, Solidarität sei in der Gesellschaft immer vorhanden und es käme nur darauf an, sie abzurufen und sie finanziell und persönlich in die richtigen Kanäle zu lenken. Ich hingegen gehe davon aus, dass wir in Zukunft mehr Solidarität in der Gesellschaft brauchen und weniger davon haben werden, wenn sich nichts ändert. Das hängt damit zusammen, dass viele nicht mehr durch die traditionellen Einrichtungen in die Gesellschaft integriert, einbezogen und eingeschlossen werden.

Die beiden großen Integrationsmechanismen in der Gesellschaft waren und sind noch die Erwerbsarbeit und die Familie. Wenn Sie danach fragen, wie sich Menschen in die Gesellschaft integriert haben, so geschah das über ihre Arbeit und ihre Familie. In beiden Bereichen kann man nachweisen, dass die Fundamente aus unterschiedlichen Gründen erodieren. Sowohl die Arbeit der Zukunft als auch die Familie der Zukunft werden andere sein, das heißt, wir brauchen in Zukunft mehr Solidarität. Denken Sie auch an die Integration von Ausländern. Wir werden, wenn nichts geschieht, in Zukunft weniger Solidarität haben, weil die klassischen Milieus, die Kraftspeicher für Solidarität, in Zukunft eher schwächer und nicht stärker, nicht gesellschaftsmächtiger, sondern gesellschaftsschwächer werden. Die klassischen Milieus der Solidarität, in denen man das gelernt und eingeübt hat und zu denen es ganze Lehren gab, waren die katholische Soziallehre, die Arbeiterbewegung und das protestantische Bürgertum. Diese werden wahrscheinlich schwächer werden.

Wenn das so ist, muss man sich Gedanken machen, was geschehen kann, damit Solidarität in der Gesellschaft, das Denken an andere, Empathie für andere, Denken aus der Perspektive anderer, vor allem derer, die am Rande stehen, gestärkt wird. Meine These ist, dass wir bei dieser Frage gegenwärtig in einer Situation sind wie in der Umweltfrage vor 1972, als man gedacht hat, dass sich die Energien von selbst erneuern. Erst seit dem Club of Rome und der Umweltbewegung hat man gemerkt, dass das nicht der Fall ist. Ebenso müssen wir jetzt entdecken und merken, dass sich soziale Ressourcen und Solidaritätsbereitschaft in der Gesellschaft nicht von selbst erneuern.

Damit stellen sich sehr unterschiedliche Fragen:

Kann es gelingen, dass, wenn die alten sozialen Milieus schwächer werden, neue soziale Milieus an der Basis der Gesellschaft entstehen, wo Menschen Solidarität einüben können, wo sie etwa in Selbsthilfegruppen, in Netzwerken und dergleichen mehr miteinander machen? Wie kann das gelingen?

Wo findet eigentlich die soziale Alphabetisierung der Menschen in unserer Gesellschaft statt? Wir gehen immer davon aus, dass man in der Schule Lesen, Schreiben und Rechnen lernen muss und wir gehen immer davon aus, dass soziale Fähigkeiten und soziale Kompetenzen wie die Blumen auf dem Felde im Frühjahr wachsen. Ich halte das für eine sehr problematische Vorstellung.

Wiederum ist das nicht nur eine Frage, die denen zugute kommt, die am Rande der Gesellschaft leben, behindert oder schwach sind, sondern für die „ganz normalen Menschen“ wird es in Zukunft wichtiger, verhandeln zu können, auf andere eingehen zu können, Rücksicht zu nehmen, Verhandlungsfähigkeit und soziale Kompetenzen als Schlüsselqualifikationen für ein gelingendes Leben in der Mitte der Gesellschaft zu besitzen.

Es gibt in der Gesellschaft in der Tat sehr viele Bewegungen von Selbsthilfe, von neuen Formen freiwilliger Arbeit. Konrad Hummel hat hier sehr viel praktiziert und theoretisch vorgeschlagen. Man muss jedoch konkret fragen: Was kann Jugendhilfe und was kann Schule mehr als bisher leisten, um Erfahrungsräume zu schaffen, in denen praktische Solidarität eingeübt werden kann? Wie muss eine Schule, wie muss ein Kindergar-

ten aussehen, ein Ort, in dem Menschen systematisch lernen, praktische Solidarität zu üben?

Hinzu kommt: Wenn die Wehrpflicht fällt, entfällt sofort auch der Zivildienst. Dann stellt sich die Frage, was anstelle des Zivildienstes kommt, der neben vielem anderen eine hervorragende Schule der Nation für junge Männer zur sozialen Alphabetisierung war. Wenn das ersatzlos wegfällt, hat das sehr weitreichende Konsequenzen.

9. Maxime

Jugendhilfe gedeiht in Zukunft nur dann, wenn sie zu einer sozial lebendigen Bürgergesellschaft beiträgt und wenn sie auf eine solche sozial lebendige Bürgergesellschaft zurückgreifen kann.

Das gilt nicht nur für die Jugendhilfe, das gilt für die gesamte Sozialarbeit. Ich will Ihnen das an einem Beispiel illustrieren. Die Stiftung Liebenau ist eine große Einrichtung im Süden Deutschlands mit Tausenden von Leuten: Kinder, Behinderte, Alte, Pflegebedürftige. Dort bekommt jeder, auch wenn er pflegebedürftig ist, als Botschaft vermittelt, dass von jedem erwartet wird, dass er das, was er für sich selber tun kann, auch tatsächlich selber tut.

Jede Einrichtung sendet unausgesprochene Botschaften an die Leute. Ein Kindergarten kann die Botschaft an die Eltern schicken, dass erwartet wird, dass sie ihre Kinder pünktlich abgeben und pünktlich wieder abholen, ansonsten wird nichts von ihnen erwartet. Eine Schule kann die Botschaft vermitteln, dass Partizipation der Eltern eher störend als förderlich empfunden wird. Pflegeheime senden in der Regel die Botschaft: Wenn du hierher kommst, wirst du gepflegt, dann wird dir geholfen, dann musst Du für Dich nichts mehr machen.

Die Stiftung Liebenau hingegen handelt nach der Maxime: Wer etwas für andere tut, was diese für sich selbst tun können, handelt unsozial. Jeder soll für sich tun, was er noch tun kann. Und von den (relativ) Stärkeren, Gesünderen, weniger Pflegebedürftigen wird erwartet, dass sie die Schwächeren unterstützen, ihnen helfen, soweit ihnen das möglich ist. In den Nachbargemeinden ist um die Einrichtungen herum ein Kreis von ehrenamtlicher Mitarbeit gezogen, die in die Einrichtung hineinkommen und dort mithelfen.

Es ist ein wichtiger Punkt, dass die „Insassen“ nicht ausgegrenzt werden, sondern auch Behinderte im Gemeinwesen und mit anderen Menschen leben. Die Bürgermeister fördern dieses Ehrenamt in ihren Gemeinden aktiv. Der Kern der professionellen Helfer hat zwei Aufgaben, die sie und nur sie erfüllen können. Wenn die konzentrischen Kreise nicht mehr greifen oder überfordert sind, greifen sie als professionell Helfende ein. So ist professionelle Hilfe wirklich da, wenn man sie braucht. Die zweite Aufgabe der Hauptamtlichen ist es, diese unterschiedlichen Kreise zu organisieren und zu vernetzen. So tragen sie zu einer sozial lebendigen Gesellschaft bei und können zugleich auf diese zurückgreifen.

10. Maxime

Gehen Sie den Weg mit, der auch ohne Sie eingeschlagen werden wird. Das ist ein **Paradigmenwechsel** in der Sozial- und Familienpolitik und auch in der Jugendhilfe. Diesen Paradigmenwechsel kann man sehr einfach beschreiben: Es ist die Veränderung von der Sozialpolitik klassischer Prägung hin zu einer sozialen Entwicklungspolitik. Es ist außerdem der Paradigmenwechsel, den die Bundesministerin Schmidt ganz systematisch und meines Erachtens zu Recht betreibt: Weg von der traditionellen Familienpolitik hin zu einer Politik für die Familien. Für die Jugendhilfe könnte man sagen: Weiterentwicklung von der Jugendhilfe klassischer Prägung zu einer Chancenpolitik für junge Menschen.

Dieser Paradigmenwechsel in der Sozialpolitik, in der Familienpolitik und in der Jugendhilfe beruht auf zwei einfachen Erkenntnissen und Annahmen: einmal der Erkenntnis, dass nicht alles, was unter dem Etikett „Sozialpolitik“ läuft, auch tatsächlich soziale Auswirkungen hat. Traditionelle Sozialpolitik war ein Spezialgebiet. Sozialpolitik war das, was Sozialpolitiker tun. Ebenso hilft nicht alles, was unter der traditionellen Familienpolitik läuft, wirklich den Familien. Umgekehrt gilt, dass vieles, was Familien oder sozial schwache Menschen brauchen, außerhalb der Sozial- und Familienpolitik entschieden wird. Bei der Politik für die Familien geschieht vieles in der Arbeitswelt, in den Unternehmen, bei jungen Menschen geschieht vieles, was über ihre Zukunft entscheidet, im Bildungswesen usw.

Der Paradigmenwechsel ist also eine Horizonterweiterung und gleichzeitig ein kritischer Blick auf das, was man immer schon getan hat, Vision und Revision gleichzeitig. Es geht insgesamt um die Frage, wie sich die Gesellschaft verändern muss, damit Menschen mehr Chancen haben, damit Menschen teilhaben können, damit sie nicht ausgegrenzt werden. So betrachtet werden Jugendhilfe und Sozialarbeit zu einem Motor für eine gesellschaftliche Entwicklung, die sich an bestimmten Zielen und an bestimmten Werten orientiert.

Nachfragen und Diskussion:

Dr. Rolf-Peter Löhr, *Geschäftsführer des Vereins für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin*: Danke sehr, Herr Dettling, für diesen sehr anregenden und auch die Jugendhilfe fordernden Vortrag. Ich habe zwei Richtungen herausgehört: Einmal die Stärkung der Klienten, der jungen Menschen, zum anderen die Stärkung der Jugendhilfe selbst, Stärkung des Selbstbewusstseins und Erweiterung des Anspruches, weg von der Randgruppenarbeit nur mit den Schwachen, hin dazu, die Gesellschaft insgesamt im Interesse der Schwachen sozialer zu gestalten. Die Diskussion mit Herrn Dettling ist eröffnet.

Hans-Rudolf Segger, *Dezernent für Jugend, Soziales, Schule und Personal im Landkreis Goslar*: Mir fiel bei den Passagen zur Frage „Wo und wie findet soziale Alphabetisierung unserer Gesellschaft statt und wie kriegen wir bezogen auf die Wahrung von Werten wie Solidarität die Nachhaltigkeitsfrage beantwortet?“ auf, ob wir in vielen Bereichen der Jugendhilfe und sozialer Arbeit nicht noch stärker die Frage des Bildungssystems in das Blickfeld stellen müssten. Besonders bei der gegenwärtig geführten Diskussion um die Bildungsreform ist das ersichtlich. Es wird eine Bildungsreform verlangt, die mehr Hochtechnologie-Kompetenz der zukünftigen Generation vermittelt. Wo ist eigentlich die Frage nach der Bildungsreform, die es auch gewährleistet, Ersatzfunktionen für katholische Soziallehre, protestantisches Bürgertum und Tugenden der Arbeiterbewegung zu übernehmen? Früher gab es so altmodische Begriffe wie Gemeinschaftskunde, die zwar auch oft nicht das eingelöst hat, was mit diesem Begriff verbunden war, aber ich glaube, wir müssen die Frage von Bildungsreform nicht nur mit Hochtechnologie, sondern auch mit diesen Facetten verbinden, die Sie angesprochen haben.

Dr. Warnfried Dettling: Ich habe über Bildungsreform nicht weiter gesprochen, weil die Zeit dafür hier nicht ausreicht. Ich meine aber, dass die Frage an einen zentralen Punkt geht. Wie müssen Kindergärten und Schulen gestaltet sein, damit Kinder neugierig sind und ihre Neugier eine positive Aufnahme findet, dass sie lernen? Es ist ganz wichtig, dass man schon im Kindergarten anfängt, kognitive Kompetenzen, Neugier, Fragen aufzugreifen. Zum Zweiten muss es systematisch so organisiert sein, dass sie soziale Kompetenzen lernen, dass sie etwas miteinander machen, dass sie streiten und dass man die Aufgabe der Pädagogen, der Erzieher hauptsächlich darin sieht, solche sozialen Räume zu gestalten.

Das Gleiche gilt für die Schule. Das Problem bei der Schule ist ganz einfach, dass sie als eine Anstalt zur Wissensvermittlung betrachtet wird, wo die einen Antworten geben und die anderen allenfalls Fragen stellen können.

Wenn Sie weitergehen wollen, werden Sie feststellen, das können die Lehrer und Erzieher nicht alles allein bewerkstelligen, sondern es muss Veränderungen im größeren Bereich geben. Für die Schulen würde ich vorschlagen: Weg von den staatlichen Anstalten hin zu sozialen Orten in der Nachbarschaft, wo in der Tat mehr die Selbstorganisation und Selbstverantwortung der Schule, der Lehrer, der Eltern, der Schüler, lokaler Politiker gegeben wird. Das sind ganz andere Konzeptionen.

Wichtig ist, dass man es nicht allein auf Hochbegabtenförderung reduziert, sondern dass man eine sozial und kognitiv lebendige Atmosphäre schafft. Das erstaunliche an PISA war ja, dass Finnland in beiderlei Hinsicht besser abschneidet, sowohl in der Förderung von Spitzenbegabungen als auch bei der Förderung von benachteiligten Kindern und Jugendlichen.

Man muss in der Schule und im Kindergarten Organisationsformen finden, wo Versagen von Schülern nicht primär als Versagen von Schülern gewertet wird, sondern als Versagen der Einrichtung und der Lehrer und jene Schulen und jene Lehrer davon profitieren, die dafür sorgen, dass möglichst wenige auf der Strecke bleiben. Das wird zu einer Überlebensfrage der Gesellschaft schlechthin.

Georg Horcher, *Leiter des Jugendamtes der Hansestadt Rostock*: Sie haben die These formuliert: Damit Jugendhilfe oder soziale Arbeit zukunftsfähig bleibt, muss sie vom Rand der Gesellschaft in die Mitte gelangen. Meine Erfahrung führt zu der These: Die Jugendhilfe ist längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Die Tragik besteht nur darin, dass sie es noch nicht bemerkt hat. Daraus ergeben sich möglicherweise andere Konsequenzen als aus Ihrer These. Teilen Sie diese Aussage oder entspricht das nicht Ihrer Wahrnehmung?

Dr. Warnfried Dettling: Nehmen Sie das ganz konkrete Problem, dass Stadtviertel sozusagen „absaufen“, dass Jugendliche sich in manchen Stadtvierteln überhaupt nicht mehr dafür interessieren, was ihr Leben und ihre Umgebung angeht. Ich habe das einmal in Halle erlebt, wo ich beratend tätig war. Ein weiteres Problem ist, wenn in Schulen 20 Prozent eines Jahrgangs keinen Hauptschulabschluss machen. Dann sind das in der Tat keine Randprobleme mehr, sondern geht mitten hinein in die Gesellschaft.

Hier ist es nicht mehr damit getan, dass man nun noch einen Sozialarbeiter hinschickt oder den Sozialhilfeeinsatz oder Jugendhilfeeinsatz um 50 000 oder 100 000 Euro aufstockt, sondern da braucht man völlig neue Methoden in der lokalen Gesellschaft. Ich empfehle an dieser Stelle immer Bündnisse lokaler Akteure, die nicht hinnehmen, dass hier ein ganzer Stadtteil „absäuft“ oder dass hier 20 Prozent der Hauptschüler ohne jede Perspektive in die Zukunft gehen. Dieses Bündnis lokaler Akteure, bestehend aus Polizei, Jugendhelfern, evangelischer Kirche, Arbeitgebern usw., setzt sich an einen Tisch und überlegt, was jeder von ihnen dazu beitragen kann, dass diese Situation überwunden wird.

Wie entstehen solche lokalen Bündnisse? Das kann der Bürgermeister moderieren und ins Leben rufen oder ein Wohlfahrtsverband, aber die Sozialarbeit und die Jugendhilfe könnte ein Sensor sein, so dass Sie selbst signalisieren: Hier entstehen Probleme in unserer Gesellschaft mit Langzeitwirkungen; diese Jugendlichen ohne Hauptschulabschluss werden stets dem Staat auf dem Säckel liegen und nie etwas beitragen. Das wäre schon mal ein ökonomisches Argument, von dem Menschlichen ganz zu schweigen. Sie als Sensoren zeigen die Probleme an, nach deren Lösungen Sie dann mit anderen suchen.

Das ist ein anderes Selbstverständnis und das meine ich mit der Formulierung der Mitte der Gesellschaft. Man kann nicht mehr sagen, da wäre am Rand der Gesellschaft ein

Problem, dafür gäbe es spezialisierte Leute, die man darauf ansetzt, und man schickt Sozialarbeiter und Geld, um das Problem zu lösen.

Ich will damit nicht sagen, dass das ein Programm zur Einsparung von Sozialarbeitern und Geld ist, sondern dass aus Ihrer Mitte ein Problembewusstsein entsteht und dass Sie „Hebammen“ werden, dass etwas Anderes entsteht. Das ist ein anderes Selbstverständnis unter dem Stichwort „Sozialmanagement“ und daran können Sie durchaus arbeiten.

Die Frage ist, ob an unseren Fachhochschulen immer noch überwiegend eine soziale Arbeit gelehrt wird, die den heutigen Problemen und der neuen Rolle nicht angemessen ist.

Vieles von dem, was ich hier anspreche, dient der Umwertung und Aufwertung Ihres Berufsverständnisses. Das können Sie nicht allein bewältigen, aber ich glaube, ohne dass so eine Entwicklung in der Profession, aber auch in der lokalen Öffentlichkeit passiert, kann man viele soziale Probleme nicht mehr lösen. Die zentralen sozialen Probleme, Leute in Arbeit zu bringen, das Gesundheitsniveau zu verbessern, Bildung zu verbessern, Ausgrenzung zu verhindern, setzen voraus, dass aus der Mitte der Gesellschaft etwas geschieht für die früher einmal so genannten Randgruppen.

Dr. Ursula Aumüller-Roske, *Leiterin der Abteilung Jugend und Familie im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit, Hannover*: Dem von Ihnen dargestellten Paradigmenwechsel kann ich zum großen Teil folgen. Ich vermute jedoch, dass es Ihnen oder denjenigen, die das möchten, genauso geht wie Bundeskanzler Schröder mit seiner Agenda 2010. Die Leute wollen das nicht. Die Erfahrung mit vielen Sozialpädagogen ist, dass sie sich als die eigentlichen Vertreter des Wohls der Jugend verstehen. Wenn ich die zahlreichen Eingaben von Bürgern verfolge, die sich über die Arbeit oder das Verhalten der Jugendämter beschweren, da wird gerade das angegriffen, dass diese Jugendämter den Bürgern mit einem sehr traditionellen Verständnis begegnen. Insofern sehe ich eine große Schwierigkeit darin, Beschäftigten in den Ämtern oder insgesamt die Mitarbeiter der Jugendhilfe und Sozialhilfe mitzunehmen.

Sie wissen, wir hatten in Niedersachsen einen politischen Wechsel. Wir haben auch eine Diskussion darüber, was es heißt, „Sozialpolitik neu zu denken“. Es geht in die Richtung, die Sie dargestellt haben. Aber das trifft auf einen ungeheuren Widerstand der Beschäftigten, die sich bisher so verstanden haben, dass sie diejenigen sind, die den Mühseligen, den Schwachen und Beladenen helfen und ihnen sagen, wie es geht. Insofern ist es sehr schwer, das Personal zu gewinnen.

Dr. Warnfried Dettling: Das ist absolut richtig. Es gibt beide Entwicklungen. Einmal betrachten große Teile der Gesellschaft die Sozialarbeit und die Jugendhilfe als eine Art Deponie für soziale Probleme. Zum Zweiten müssen Sie bei sich selbst anfangen. Das ist ein Problem, dass viele Hauptamtliche noch ein Rollenverständnis haben, das durchaus hinterfragt werden kann.

Mein eindrucksvollstes Erlebnis war einmal vor 600 Erzieherinnen eines Wohlfahrtsverbandes, dort habe ich nur den Vorschlag gemacht, dass man die Mittagszeit im Kindergarten mit Müttern überbrücken kann, die Zeit haben und Lust, etwas zu tun. Es kam

sofort wie aus einem Munde die Rückfrage, ob ich denn im Ernst Mütter, die kein Diplom in Sozialpädagogik hätten, an die Kinder heranlassen wolle.

Das ist der entscheidende Punkt, dass man sich selbst – möglicherweise aus Angst – so versteht, dass man nur selbst etwas tun kann. In einem katholischen Lexikon habe ich einmal unter dem Stichwort „Laie“ den Querverweis „siehe Priester“ gefunden. Das heißt, Laien (Ehrenamtliche) haben keine eigene Definition, sondern sie werden abgeleitet definiert. Und hier meine ich, dass Sie selbst die Aufgabe haben, nach produktiven Formen der Zusammenarbeit zu suchen und Ihr Wissen und Ihre Überlegenheit in Fachfragen auch dazu einzusetzen. Das scheint mir wirklich sehr wichtig zu sein. Sie brauchen langfristig keine Ängste zu haben, weil personenbezogene Dienstleistungen aus Gründen der strukturellen Veränderungen in der Gesellschaft zu den wenigen Wachstumsbranchen auf dem Arbeitsmarkt gehören werden, auch wenn zurzeit möglicherweise Einsparungen notwendig sind.

Man müsste jedoch die Chancen erkennen, die aus einem anderen Selbstverständnis der sozialen Arbeit erwachsen. Sonst werden Sie irgendwann an den Rand geschoben. Ich beobachte in den Zeitschriften und Büchern, dass der Begriff „Reformstau“, der bisher immer nur negativ besetzt war, im Augenblick eine andere Bedeutung erhält, nämlich in der Weise, dass sie, wenn erst einmal die Dämme des Staus brechen und Reformen angegangen werden, nicht nur alte Strukturen unter sich begraben, sondern auch alte Werte und Ziele. Man denkt dann in Kategorien einer Gesellschaft, die das Soziale überhaupt nicht mehr braucht, wo das Soziale nur lästig ist.

Deshalb plädiere ich so nachdrücklich dafür, dass Sie nach Wegen suchen, wie Sie selber in die gesamte Entwicklung der lokalen Gesellschaft eingreifen können, und sich selbst nicht nur als soziale Reparatoren sehen, denn sonst kann es im schlimmsten Fall so sein, dass man eine wirtschaftlich erfolgreiche Gesellschaft hat und die sozialen Problemfälle einfach abgrenzt. „Cooling out“ nennen das die Soziologen. Die sozialen Probleme werden in einer Stadt ausgekühlt, indem man bestimmte Gruppen einfach regional woanders hin verfrachtet und die Erfolgreichen und „Smarten“ leben ihr Leben unbehelligt davon. Bei den Erfolgreichen besteht dann überhaupt kein Sensorium mehr dafür, dass es etwas Anderes gibt. Wenn so eine schlimme Entwicklung eintritt, werden Sie mit Ihren klassischen Methoden nicht mehr erfolgreich sein können, weil die Fehler ganz woanders gemacht werden.

Dr. Rolf-Peter Löhr: Ich möchte auf einen Aspekt hinweisen, der mir ganz wichtig zu sein scheint. Es gibt ganz eindeutig das Problem, das Sie geschildert haben. Es gibt aber auch sehr viele andere, positive Ansätze in der Jugendhilfe. Das Programm „Soziale Stadt“ versucht gerade, auch Jugendhilfe in die Mitte der Gesellschaft zu nehmen und dieses als ein zentrales Problem zu betrachten. Das Bundesjugendministerium hat dazu ein Parallelprogramm aufgelegt, das Programm „Entwicklungen und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten“ (E&C), ein Programm, das zu Beginn von der Jugendhilfe stark abgelehnt wurde, weil es als ein Eingriff in ihre Arbeit gesehen wurde. Mittlerweile ist das ein sehr erfolgreiches Programm, hat einen sehr guten Ansatz und stößt auf eine große Akzeptanz im Bereich der Jugendhilfe.

In Kooperation mit „Soziale Stadt“ schaffen wir es, auch andere Professionen dafür zu gewinnen, zum Beispiel den Bereich Gesundheit. Gesundheit kann man nicht mehr nur

über Krankenkassen lösen. Auch dabei müssen sich die Lebensverhältnisse ändern. Dazu tragen „Soziale Stadt“ und „E&C“ bei. Das sind neue Ansätze, bei denen Netzwerke hergestellt werden, die ein ganz anderes Agieren ermöglichen. Es ist allerdings für viele in Politik, Verwaltung und auch in der Bürgerschaft eine Zumutung.

„E&C“ leistet in besonderer Weise eine Bewusstseinsbildung und Fortbildung in dem Bereich. Es gibt mehr und mehr Fachhochschulen und Hochschulen, die ihre Ausbildung in dieser Richtung orientieren, die unter anderem Quartiermanagement ausbilden, die einen breiten Blick über den klassischen Sozialarbeiter hinaus ermöglichen. Das Rauhe Haus in Hamburg, die Fachhochschulen in München und Köln sind einige der guten Beispiele dafür. Man muss sehen, dass das ein Prozess ist. Natürlich wird dabei eine jahrzehntelang erfolgreiche Struktur umgestoßen. Aber unter den gegebenen, geänderten Bedingungen passt das nicht mehr. Dieses zu verstehen ist ein schwieriger Prozess. Das müssen wir unterstützen und dazu soll auch diese Tagung dienen.

Prof. Dr. Ute Straub, *Professorin für Pädagogik und Sozialpädagogik am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt am Main*: In meiner Lehrtätigkeit beschäftige ich mich unter anderem mit der Frage, welches Image die Jugendhilfe hat. Jugendhilfe als Begriff ist in der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt. Die Frage, ob Jugendhilfe in der Mitte der Gesellschaft agieren kann, hängt auch zum großen Teil davon ab, wie sie sich selbst präsentiert. Ich habe mit Studierenden gerade eine kleine Studie durchgeführt, wie Jugendhilfe in der Lokalpresse, auf den Lokalseiten, widerspiegelt wird. Es hat sich herausgestellt, sie kommt nur ausschnittsweise vor und am allerwenigsten wird darüber berichtet, was die Jugendämter machen. Die Jugendämter sind ganz schüchtern gegenüber der Presse und der Öffentlichkeit. Ich denke, da ist noch ein ganz großer Nachholbedarf, den man unbedingt auch mit berücksichtigen sollte, wenn man versucht, Ihre Thesen in Realität zu übersetzen.

Hildegard Christ, *Gruppenleiterin Hilfen zur Erziehung im Jugendamt des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin*: Ihre vorgestellten Handlungsmaximen haben einen Wert für sich und sind meines Erachtens völlig unabhängig von Rahmenbedingungen zu sehen. Welche Hypothese haben Sie, dass die Diskussion zur Umsetzung ausgerechnet jetzt geführt wird, wo es um leere Kassen und um kaum noch vorhandene finanzielle Ressourcen geht? Sehen Sie da Zusammenhänge und wenn ja, welche?

Dr. Warnfried Dettling: Das kann ich einfach beantworten. Zur Situation in Berlin hat mir ein Berliner gesagt: „Leere Kassen sind schlimm, leere Köpfe sind schlimmer.“ Wir hätten diese Diskussion wahrscheinlich nicht, wenn wir nach wie vor auf volle öffentliche Kassen zurückgreifen könnten. Die finanziellen Probleme sind auch eine Chance, traditionelle Routinen zu überdenken.

Auch wenn wir volle Kassen hätten, wäre der Sachverhalt derselbe, dass man auf bestimmte soziale Verwerfungen in der Gesellschaft nicht nur mit Geld reagieren kann. Es ist die Alterung der Gesellschaft, es sind all die Folgen, die von den anderen Lebensverläufen kommen, all die Folgen, die von einem größeren Selbstbewusstsein der Frauen kommen. Es gibt viele Veränderungen in der Gesellschaft. Die Veränderung der Machtbalance zwischen den Geschlechtern wird mittel- bis langfristig massive soziale Probleme bei jungen Männern hervorrufen. Ich bin nicht gegen die neue Rolle der Frauen.

Der „Economist“ schrieb schon vor fünf Jahren einen Leitartikel, „The Trouble with Men“, über den sozialen Ärger mit jungen Männern, die keine Ausbildung und keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt und keine Chancen auf dem „Heiratsmarkt“ haben.

Das heißt, durch viele Veränderungen in der Gesellschaft gibt es soziale Verwerfungen, die Sie mit den klassischen Methoden nicht mehr beantworten können. Darüber hätte man sich leichter hinweggemogelt, wenn die Kassen weiterhin überquellen würden. Insofern hat es damit etwas als Anlass für die Debatte zu tun, aber die Gründe für die Debatte gehen viel tiefer und weiter.

Dr. Rolf-Peter Löhr: Wie gesagt, die Diskussion über neue Ansätze in der Jugendhilfe hat schon vor einem Vierteljahrhundert angefangen; es ist aber wegen der vollen Kassen nichts umgesetzt worden. Hätte man damals schon partizipative, sozialraumorientierte Ansätze mit mehr Selbstverantwortung und Ko-Produktion von öffentlicher Hand, freien Trägern und Bürgerinnen und Bürgern in der Breite eingesetzt, hätten wir heute wesentlich geringere Probleme.

Hubert Meyer-Wiedemann, Amt für Soziale Dienste, Qualifizierung Bremen: Zum Stichwort Quartiersmanagement und Stadtteilarbeit. Ich weiß, dass Gemeinwesenarbeit schon in den siebziger Jahren an Fachhochschulen gelehrt wurde. Wir kennen die Auseinandersetzungen um die Victor-Gollancz'-Stiftung in Frankfurt. Aus bestimmten Gründen wurde Gemeinwesenarbeit unter dem Methodenaspekt nicht weiter verfolgt, obwohl die Kassen voll waren.

Zum Zweiten möchte ich auf den Aspekt kommen, dass wir trotzdem für Randgruppen zuständig sind. Diese Randgruppen machen einen eminenten Anteil der Arbeit aus. Das Problem ist, die wollen uns in der Regel gar nicht, wenn die Kollegen dort auftauchen. Und gerade dieses Klientel kostet sehr viel Geld. In Bremen wurde im letzten Jahr der Erziehungshilfeetat überzogen. Wie geht man mit dieser Realität um? Wir sind zwar eine Wachstumsbranche, was zumindest den Markt angeht, aber um das abzudecken, fehlen uns die Ressourcen. Und da ist Bremen nicht das einzige Beispiel.

Dr. Warnfried Dettling: Sie müssen mit Ihrem Fachwissen prüfen, inwieweit man innerhalb des Budgets umverteilen kann, Mittel von Einzelfallhilfen beispielsweise auf Hilfen für Gemeinwesenarbeit und soziale Infrastrukturarbeit geben. Konkrete Einzelfallhilfen, wie Unterbringung im Heim, kosten in den Kreisen unterschiedlich viel pro Person. Da gibt es Möglichkeiten der internen Umschichtung. Ich will darauf aber keine endgültige Antwort geben. Es müsste von Ihnen etwas kommen, weil Sie nah dran sind und das Berufswissen haben, wo man die gegebenen Mittel sinnvoller einsetzen kann und dann mit größerer Glaubwürdigkeit sagen können, für diese und jene Maßnahmen braucht man in der Tat mehr Geld. Ansonsten haben Sie völlig Recht.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und vor allem für die Diskussion.

Familien tun lassen, was sie können? Lassen Fachkräfte der Jugendhilfe zu, dass Eltern und Kinder Verantwortung übernehmen?

PROF. ULLRICH GINTZEL

Professor für Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit Dresden (FH)

Replik auf Herrn Dr. Warnfried Dettling

Mit Bezug auf Herrn Dettling möchte ich feststellen, dass die Jugendhilfe nach meiner Einschätzung natürlich nicht ein randständiger gesellschaftlicher Bereich ist. Jugendhilfe nimmt jeweils unter konkreten gesellschaftlichen Bedingungen die zentralen Themen der Lebenssituationen von Mädchen, Jungen und Familien auf und hält dazu Bildungs- und Unterstützungsangebote bereit. Die Entwicklung der Jugendhilfe und die jeweilige Relevanz der Themen lassen sich sehr gut an den Jugendberichten der Bundesregierung und der Länder verfolgen.¹ Die Jugendhilfe bewegt sich aber nicht in einer imaginären Mitte, sondern dort, wo junge Menschen und Familien beim Aufwachsen Unterstützung brauchen.

Auch ist es für die Jugendhilfe nicht neu, sondern selbstverständlich, dass sie sich mit dem Zusammenhang von Ökonomie und Sozialpädagogik ebenso beschäftigt wie mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und den sich daraus ergebenden Veränderungsbedarfen. So hat die Jugendhilfe von der Frauenbewegung die Herausforderungen aufgenommen und daraus Ansätze der Geschlechterpädagogik entwickelt. Die Bedeutung sozialer Infrastruktur für das Aufwachsen junger Menschen und daraus entstehende Konsequenzen für sozialräumliche Angebotsstrukturen mit der Überwindung von Versäulungen sind ebenfalls Belege für einen zeitgemäßen Wandlungsprozess der Jugendhilfe.

Die Frage ist meines Erachtens daher nicht, ob die Jugendhilfe in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist, sondern ob die politisch Verantwortlichen und die sonstigen Machtzentren in dieser Gesellschaft die Jugendhilfe mit den erforderlichen Ressourcen ausstattet, um die zugeschriebenen Aufgaben erfüllen zu können. Was die notwendigen Ressourcen sind, darüber muss fachlich und politisch gestritten werden.

Vorbemerkungen

Familien tun lassen, was sie können? Lassen Fachkräfte der Jugendhilfe zu, dass Eltern und Kinder Verantwortung übernehmen? Antworten auf diese Fragen soll ich in meinem Beitrag geben.

In der Beschäftigung mit diesem Thema wurde mir sehr schnell klar, dass die eigentliche Frage lauten muss: Nehmen die Fachkräfte der Jugendhilfe ihre Aufgabe wahr, El-

¹ vgl. BMFSFJ 2002, SMS 2003

tern und Kinder zu fördern und zu befähigen, ihr Leben in eigener Verantwortung zu gestalten?

Diese Frage kann, wie Sie alle wissen, immer nur falsch beantwortet werden. Es gibt keine eindeutige Antwort. Wir alle wissen, dass die Jugendhilfe ein so breites Spektrum in sich differenzierter Praxis mit extrem unterschiedlicher Qualität umfasst. So lassen sich immer Belege für eine positive wie negative Antwort finden.

Wenn ich die Situation und das breite Spektrum von Jugendhilfe betrachte, so muss ich feststellen, dass die Jugendämter in ihrer unterschiedlichen Qualität, in ihrer unterschiedlichen Ausstattung, selbst in ihrer Begrifflichkeit immer weniger miteinander vergleichbar sind. Dies, obwohl sie dem gleichen Auftrag verpflichtet sind und mit dem Kinder- und Jugendhilfegesetz die gleiche Rechtsgrundlage haben. Allein in Sachsen ist von den Jugendamtsabteilungen in den Fachbereichen Soziales, Gesundheit und Wohnen bis zu den klassischen Jugendämtern alles vorhanden. Die Ausstattung mit Personal und Finanzen, das Selbstverständnis der Aufgabenwahrnehmung und die Organisation unterscheiden sich ebenso wie die Bedeutung und Unterstützung in der kommunalen Politik. Dementsprechend finden wir auch eine extrem unterschiedliche Qualität. Wenn ich mit Ihnen eine Wanderung durch die Jugendhilfelandchaft in Sachsen machen würde und im Niederschlesischen Oberlausitzkreis an der Neiße anfangen, über Hoyerswerda, Bautzen bis nach Dresden und Leipzig komme, würden Sie die Vielfalt bestaunen können oder darüber erschrecken.

Wir haben in der sozialen Arbeit und insbesondere in der Jugendhilfe eine lange Tradition der Auseinandersetzung mit diesem Thema, das immer wieder auch mit einer anderen Frage verbunden ist: Wie weit können Familien Ansprüche erheben? Wie weit verpflichten sich der Staat und damit die Jugendhilfe, diese Ansprüche aufzunehmen und dazu Angebote zu machen? Damit ist die Frage verbunden: Was bedeutet das konkret im Hinblick auf Beteiligung, auf demokratische Formen des Umgangs der Fachkräfte der Jugendhilfe mit den beteiligten Mädchen, Jungen und Eltern?

Von den Älteren unter Ihnen erinnern sich vielleicht einige noch an die Reform des Jugendhilferechtes. In der Diskussion um die offensive Jugendhilfe hat eine Reformkommission beim Deutschen Jugendinstitut 1974 Folgendes formuliert: *„Die Notwendigkeit, Beteiligung und Demokratisierung als grundlegende Strukturprinzipien einer an den Interessen der betroffenen Jugendlichen ansetzenden Jugendpolitik zu entwickeln, ergibt sich aus der These, dass der Grad der Beteiligung und Demokratisierung die Zukunftschancen einer klientenorientierten Jugendhilfe bestimmt“*.¹ Ziel von Jugendhilfe müsse es sein, einen Beitrag zu leisten, dass Jugendliche jenen Abhängigkeiten entgehen können, die sie zu Klienten werden lassen. Beteiligung, Mitwirkung und Mitbestimmung (hier verstanden als Prozess) gehören damit zu den Vorbedingungen, deren Erfüllung es der Jugendhilfe erst ermöglicht, ihre eigentlichen Aufgaben ins Auge zu fassen.

Es scheint mir gegenwärtig jedoch riskant, diese Frage von mehr Verantwortung für Eltern, Mädchen und Jungen zu stellen. Kann das nicht heißen, Verantwortung der Kommunen, der anderen gesellschaftlichen Institutionen für das Aufwachsen von Jun-

¹ DJI 1974, S. 105

gen und Mädchen abzuschieben? Heißt das, die Aussage des 11. Jugendberichtes zurückzuweisen, dass Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung geschehen muss und es dazu keine Alternativen gibt? In dieser Veranstaltung kann es nicht darum gehen, dass mit der Übertragung von Verantwortung an die Eltern und Kinder die Einschränkung von Verantwortung der Gesellschaft und der zuständigen gesellschaftlichen Institutionen legitimiert werden soll.

Wie real die Gefahr einer solchen Verlagerung von Verantwortung ist, wird gegenwärtig in den Debatten um die Finanzierbarkeit der Jugendhilfe sichtbar. „Jugendhilfe sei faktisch nicht mehr bezahlbar“ zitiert der Sächsische Jugendbericht Aussagen im Rahmen von Hearings.¹ Dass diese Debatte immer wieder aufkommt und uralte Vorgänger hat, zeigt eine Dokumentation zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz.² In einem Brief zur Reichsnotverordnung von 1931 sind alle Themen, die wir im Moment über Nichtfinanzierbarkeit von Jugendhilfe diskutieren, benannt. Es sind: Ehrenamtlichkeit statt bezahlter professioneller Arbeit, mehr Leistung bei gleichem Geld, welche Einrichtungen und Dienste teilweise abgebaut werden können, auf welche ganz verzichtet werden kann, um die Notwendigen zu erhalten, was Pflichtaufgaben sind und was nicht, um nur einige zu nennen.

Juristinnen und Juristen von Caritas und Diakonie haben in diesen Tagen eine Stellungnahme veröffentlicht, in der sie feststellen, dass Jugendämter und Sozialämter zunehmend in rechtswidriger Weise Hilfen verweigern. Die Vielzahl dieser Einzelfälle lege den Schluss nahe, dass es sich dabei um eine systematische Defizitpolitik handle.³ Das allein wäre ein Thema, mit dem wir uns weiter beschäftigen könnten.

Zurück zu den Ausgangsfragen:

Lassen Fachkräfte der Jugendhilfe zu, dass Eltern und Kinder Verantwortung übernehmen? Nehmen die Fachkräfte der Jugendhilfe ihre Aufgabe wahr, Eltern und Kinder zu fördern und zu befähigen, ihr Leben in eigener Verantwortung zu gestalten?

Zwei kurze Antworten:

1. Ja, es gibt viele überzeugende Fachkräfte, die so arbeiten. Aber zu oft werden die Möglichkeiten, Verantwortungsbereitschaften und Kompetenzen der Mädchen, Jungen und Eltern zu gering geschätzt oder in den Handlungskontexten von Hilfen zur Erziehung nicht ausreichend wahrgenommen. Also ein Ja, aber...
2. Nein, aber die Jugendhilfe arbeitet daran. Sie arbeitet daran, dass die Zahl der Fachkräfte, die dies nicht nur als Ziel formulieren, sondern auch zur Leitidee für ihre Praxis machen, größer wird.

Wir können positiv feststellen, dass diese Diskussion seit 1990, mit der Veröffentlichung des Achten Jugendberichtes, intensiv geführt wird. Die Diskussion um Lebensweltorientierung und Sozialraumorientierung, Partizipation und Prävention stellt die Frage nach der Handlungsfähigkeit von Menschen in ihren sozialen Bezügen in den

¹ SMS 2003, S. 279

² Jordan/Münder 1987, S. 159

³ veröffentlicht in: neue caritas, 2004, H. 1

Vordergrund und wie sie in ihrem Streben nach eigenverantwortlichem Leben und Bewältigung von Krisen gefördert werden können.

Mit den Diskursen um Jugendhilfe als soziale Dienstleistung und den Debatten um Qualitätsentwicklungen sind auch die Diskussionen um die Befähigung von Menschen, um die Förderung zur Subjektfähigkeit bei der Inanspruchnahme von Jugendhilfeleistungen breiter geworden.

Wir müssen allerdings feststellen, dass die Bedingungen schlechter werden, dieses Thema tatsächlich fachlich aufzunehmen und weiterzuführen. Zum einen werden die Bedingungen schwieriger, weil sich die Lebenssituationen vieler Menschen und gerade auch junger Menschen extrem verschlechtern. Der Paritätische Wohlfahrtsverband geht in einer Veröffentlichung davon aus, dass mit der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe zum Arbeitslosengeld II ab dem nächsten Jahr 1,5 Millionen Minderjährige auf Sozialhilfeniveau leben werden, mit all den uns bekannten Folgen von Armut. Die damit verbundenen Risiken im Hinblick auf Gesundheit, Bildung, Sozialintegration lassen eine neue Dimension der Notwendigkeit von Jugendhilfe entstehen.

Dies geht einher mit einer Verschlechterung der Infrastruktur sozialer Dienste, der Ausstattung der Einrichtungen und Angebote sowie an sehr vielen Stellen der öffentlichen und freien Jugendhilfe mit einer Verschlechterung der Arbeitsbedingungen für die Fachkräfte. Dies sind keine idealen Bedingungen, um eine verbesserte Qualität bei der Stärkung von Leistungsberechtigten der Jugendhilfe durchzusetzen.

Wie nimmt Jugendhilfe ihre Aufgabe wahr?

Förderung zur Übernahme der Verantwortung durch Eltern und Kinder oder anders gesagt Förderung zur Subjektfähigkeit¹ ist eine zentrale Aufgabe für alle Handlungsfelder der Jugendhilfe.

Exemplarisch lassen sich folgende Fragen formulieren:

- Mit welchem Verständnis gestaltet Jugendhilfe die Einbeziehung, Mitbestimmung, Verantwortungsübernahme von Eltern in Kindertageseinrichtungen?
- Wie nehmen Institutionen und Fachkräfte der Jugendarbeit tatsächlich den Gesetzesauftrag zur Mitbestimmung und Mitgestaltung gegenwärtig wahr?
- Warum ist es uns in den letzten 14 Jahren (seit Bestehen des KJHG) nicht gelungen, den Leistungsbereich Förderung der Erziehung in der Familie zu einem wirkungsvollen Instrument zu machen?

Im Weiteren soll an sieben Thesen das Thema bezogen auf Hilfen zur Erziehung weiter verfolgt werden.

¹ vgl. Münder 2002

These 1: Hilfe zur Selbsthilfe! Menschen in ihrer Autonomie und Selbstverantwortung zu stärken, ist originäre Aufgabe der Jugendhilfe!

Ich gehe davon aus, dass diese Feststellung zu den Selbstverständlichkeiten der Jugendhilfe gehört. Sie klingt einfach, aber es gibt an vielen Stellen, gerade in der Erziehungshilfe, Fachkräfte und Institutionen, die hinter diesem Anspruch zurückstehen.

These 2: Der Blick der Fachkräfte auf die Verantwortungsbereitschaft und -fähigkeit der AdressatInnen wird häufig verengt durch die vorrangige Wahrnehmung der Defizite!

In der Erziehungshilfe ist es Aufgabe der Fachkräfte, jungen Menschen und ihren Familien bei der Bewältigung von Krisensituationen zu helfen. Aktuelle Belastungen und oft auch von den beteiligten Familienmitgliedern selbst erklärte Handlungsunfähigkeit führen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in die Versuchung, die Verantwortungsbereitschaft und die Verantwortungsfähigkeit von Mädchen, Jungen und Eltern nicht wahrzunehmen oder zu unterschätzen. Die vorhandenen Ressourcen können dann weder erkannt noch genutzt werden.

Häufig ist die unzureichende Berücksichtigung der Kompetenzen der Leistungsberechtigten aber auch strukturell und in den Verfahrensvorschriften schon festgelegt. Becker hat analysiert, auf welcher Basis von Hilfeplanverfahren und -formularen in den Jugendämtern gearbeitet wird.¹ Dabei stellte er fest, dass nur bei einem Drittel der Hilfeplanformulare Ziele und Erwartungen von Kindern und Jugendlichen oder Eltern zum Gegenstand gemacht worden sind. Aussagen über die Ressourcen der Familie werden nach der Erhebung nur bei 11 Prozent, also jedem neunten Hilfeprozess erfragt.

Bei seiner Analyse stellt Becker weiterhin fest, dass nur in fünf Prozent der Verfahrenformulare vorgesehen ist, Aussagen über die Motivationen und Mitwirkungsbereitschaft der Familien zu erfragen. Diese Ergebnisse deuten auf ein erhebliches Defizit in der Praxis der Jugendhilfe hin. Dabei bleibt zu hoffen, dass auch dort, wo partizipative Ansätze weder explizit vorgesehen noch dokumentiert werden, ihre Anteile in der Hilfegewährungspraxis höher sind.

Tatsächlich gibt es Jugendämter und Einrichtungen der Jugendhilfe, die Verfahren der Beteiligung und der Aushandlung mit den Familien und eine konsequente Stärkung der Eigenaktivitäten der Familien entwickelt haben.² Werden in der Fachdiskussion „Teilhabe und Beteiligung als fachliche Ressource“³ inzwischen betont, gibt es in diesem Bereich in der Praxis erhebliche Defizite.

¹ Becker, P. Welche Qualität haben Hilfepläne? Bundesweite Strukturanalyse und Konzeption eines Handlungsleitfadens, Frankfurt am Main 1999.

² vgl. Kriener/Petersen 1999

³ BMFSFJ 2002, S. 197

These 3: Zwischen der selbstverständlichen Verwendung der Begriffe zur sozialen Dienstleistung (Subjektfähigkeit, Partizipation, Koproduzentenschaft) und der Umsetzung in der Praxis besteht eine große Kluft!

Dieses Phänomen erstaunt mich immer wieder, dass in den Diskussionen um soziale Dienstleistung alle Beteiligten die Begriffe der sozialen Dienstleistung sicher und souverän verwenden. Gleichzeitig stelle ich eine große Kluft zwischen der Verwendung der so selbstverständlich gewordenen Begriffe und einer entsprechenden Praxis fest. Werden diese Begriffe ernst genommen, so lassen sich daraus Prüffragen für Institutionen der Jugendhilfe ableiten.

Subjektfähigkeit herstellen heißt, Menschen konsequent zu fördern und zu befähigen, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen.

Partizipation bedeutet, die Erfahrungen, Beschreibungen und Deutungen von Mädchen, Jungen und Eltern zum Ausgangspunkt von Problemanalysen und Hilfekoncepten zu machen. Dies schließt die Motivation zum immer stärker eigenverantwortlichen Handeln ein.

Die Erkenntnis, dass soziale Dienstleistungen nur in Koproduzentenschaft, also im Zusammenwirken des Leistungsempfängers mit dem Leistungserbringer, erfolgreich erbracht werden können, erzwingt geradezu den Dialog über Zieldefinitionen und Handlungsanteile. Damit ist dann auch die Eröffnung von Handlungsoptionen für die AdressatInnen verbunden. Solche Jugendhilfe richtet ihr Handeln schließlich daran aus (oder sollte es zumindest tun), welche Ressourcen die Menschen haben und welche Motivationen ihren Veränderungswillen tragen.¹

In der Praxis stellen sich ganz konkrete Fragen: Wie formulieren Sie partnerschaftlich Ziele Ihrer Erziehungshilfen? Wie viel von den Zielen der Mädchen und Jungen und ihrer Eltern dokumentieren Sie? Finden Sie in Ihren Unterlagen beschriebene Differenzen zwischen den von Ihnen formulierten Zielen und den von den Mädchen und Jungen formulierten Zielen? Sind die Entscheidungsprozesse und Vorgehensweisen (Methoden) tatsächlich geeignet, um Familien wieder in die Unabhängigkeit von Jugendhilfeleistungen zu führen?

Die seit langem um diesen Themenkomplex geführte Diskussion in der Jugendhilfe ist meines Erachtens ein Indiz dafür, dass dieses Thema eine immer größere Bedeutung gewinnt, und zwar nicht vorrangig unter dem Gesichtspunkt der Kosteneinsparung.

These 4: Die Orientierung der Fachkräfte auf Fähigkeiten und Ressourcen der AdressatInnen wird konkreter, wenn Konzepte wie Sozialraumorientierung Arbeitsgrundlage sind!

Konzepte geben eine Orientierung für die Ausrichtung und das Handeln von Institutionen und Fachkräften. Wo es für Institutionen und Organisationen Konzepte gibt, die Prinzipien der Partizipation, Beteiligung und Verantwortungsübernahme berücksichtigen, wie es beispielsweise die sozialräumlichen Arbeitsansätze vorsehen, dort sind auch

¹ vgl. Gintzel 2002, S. 46 ff.

Handlungsstrategien der Fachkräfte stärker an den Ressourcen und Fähigkeiten ausgerichtet. Konzepte machen entsprechende Zielformulierungen wahrscheinlicher, solche praktischen Vorgehensweisen sichtbar und erleichtern die Prüfungen, ob eine entsprechende Praxis auch wirklich stattfindet.

Zur Qualifizierung der Jugendhilfe gehört auch, dass von sozialen Diensten grundsätzlich schriftliche Konzepte erwartet werden. So können erstmalige Konzeptdiskussionen, aber auch Konzeptfortschreibungen Auslöser für Veränderungen und damit für eine verbesserte AdressatInnen- und Ressourcenorientierung sein. Dabei ist festzustellen, dass ein Mangel an handlungsorientierten Konzepten vor allem bei den sozialen Diensten der öffentlichen Jugendhilfe bzw. den ASD besteht. Die Angebote, Dienste und Einrichtungen der freien Jugendhilfe müssen seit Jahren (wesentlich ausgelöst durch die Vorschriften zur Qualitätsentwicklungsvereinbarung, §§ 78 a-g KJHG) im Zusammenhang mit Entgeltvereinbarungen Konzepte vorlegen.

These 5: Fachlich-methodische Kompetenzen vieler Fachkräfte sind eher daran orientiert, für die NutzerInnen Entscheidungen zu treffen!

Ich stelle immer wieder fest, dass die fachlich-methodischen Kompetenzen vieler Fachkräfte eher daran orientiert sind, für die Nutzer und Nutzerinnen Entscheidungen zu treffen, als methodisch-fachlich mit ihnen gemeinsam Entscheidungsprozesse zu gestalten und zu realisieren. Familien in Krisen zu analysieren, sie zu diagnostizieren und sie dann davon zu überzeugen, dass eine bestimmte Vorgehensweise – im Vertrauen auf das Expertinnenwissen der Sozialarbeiterin – richtig ist, verlangt ein anderes methodisches Repertoire, als einen Verständigungs- und Umsetzungsprozess zu organisieren, der sich an den Ressourcen und Möglichkeiten der Leistungsberechtigten orientiert. Geht es bei der einen Strategie darum, die Beteiligten zu überzeugen, dass ich schon das Richtige für sie arrangiere, ist der andere Weg an der gemeinsamen Verantwortung von Beginn an ausgerichtet.

Diese Argumentation knüpft auch an Traditionen der Lebensweltorientierung an. Um die Menschen in ihren sozialen Bezügen wahrzunehmen, um festzustellen, welche Unterstützungspotenziale dort vorhanden und wie diese genutzt werden können, sind spezifische fachlich-methodische Kompetenzen erforderlich; zum Beispiel Kenntnis des Sozialraumes, Aktionsfähigkeit in den Lebensräumen, gemeinwesenorientiertes Handeln, auf Gruppen und Initiativen ausgedehnte Kommunikationsmuster und anderes mehr. Davon noch relativ weit entfernt sind die gegenwärtigen Handlungsmuster in den Sozialen Diensten, die nach wie vor an dem „Einzelfall“ ausgerichtet sind.

These 6: Kostendruck und strukturelle Verschlechterungen beeinträchtigen vorhandene Ansätze der nutzerorientierten Jugendhilfeleistungen!

In meiner Wahrnehmung – und die ist belegt durch viele Kontakte und Beziehungen zum praktischen Alltag der Jugendhilfe – verstärkt sich gegenwärtig der Kostendruck und bringt strukturelle Verschlechterungen mit sich.

Es gibt Jugendämter von Großstädten und Landkreisen, die ihre regionale Struktur bei den Sozialen Diensten derzeit zurückbauen und wieder zentrale Soziale Dienste einfüh-

ren. Großstädte fassen aus ursprünglich zwölf regional zuständigen ASD drei Verwaltungseinheiten zusammen. Dies war an keiner Stelle, an der ich das prüfen konnte, mit fachlichen, sozialpädagogischen Gründen unterlegt, sondern es wurden scheinbare Verwaltungsvereinfachungen und vorgebliche Kostenreduzierungen als Begründungen herangezogen.

Die Zentralisierung Sozialer Dienste muss zwangsläufig negative Folgen für die Berücksichtigung von NutzerInneninteressen, für Sozialraumorientierung, für die Einbeziehung sozialer Netzwerke, für die Kooperation Professionelle-Nichtprofessionelle, für Kooperation unterschiedlicher Institutionen und Fachkräfte haben. Damit stehen diese Tendenzen deutlich im Widerspruch zu den lange Zeit allseits akzeptierten Strukturmaximen des Achten Jugendberichtes. Sie stehen jedoch auch im Widerspruch zu der Anforderung, Familien bei dem Tragen der Verantwortung für ihr Leben zu unterstützen. Vielmehr scheint es darum zu gehen, eine formal gerade noch einwandfreie Aufgabenerfüllung nachzuweisen. Eine rechtzeitige und angemessene Inanspruchnahme von Jugendhilfeleistungen, mit der Chance, vorhandene Kräfte und Fähigkeiten der Familien erfolgreich einzusetzen, wird damit eher verhindert als gefördert.

These 7: Stärkung der Handlungsfähigkeit und Autonomie durch institutionalisierte Interessenvertretungen und Mitbestimmungsformen sind unzureichend vorhanden!

In großen Teilen der Jugendhilfe ist es immer noch nicht selbstverständlich, die Positionen der Leistungsberechtigten durch institutionalisierte Interessenvertretungen zu stärken. Institutionen der Mitwirkung und Mitbestimmung in den Einrichtungen und Diensten sind eher die Ausnahme. Damit bleiben aber bedeutende Potenziale der AdressatInnen von Jugendhilfe ungenutzt.

Herr Dr. Wiesner erklärte zum zehnjährigen Jubiläum des Kinder- und Jugendhilfegesetzes: die Frage, wie wir mit den Beteiligungsrechten, der Partizipation umgehen, sei eine Schlüsselfrage für die Jugendhilfe. So werden viele Ressourcen der Menschen zu Eigenaktivität und Verantwortung noch nicht ausreichend genutzt.¹

Zum Schluss

Ich wollte deutlich machen, dass wir als Jugendhilfe, als Sozialpädagogik überhaupt nicht in der Situation sind, uns von anderen sagen lassen müssen, wir verschlafen die Entwicklung. Aus Sicht der Jugendhilfe ist es notwendig darauf hinzuweisen, dass es eine Zunahme von lebeenseinschränkenden Bedingungen bei einer steigenden Zahl von Kindern, Jugendlichen und Familien gibt. Armut hat massive Konsequenzen für die Betroffenen und insbesondere für Kinder. Dies fachlich wie öffentlich zu diskutieren, ist eine Aufgabe der Jugendhilfe, die sich nicht nur aus § 1 KJHG ergibt. Wie unter erschwerten Bedingungen Familien unterstützt und befähigt werden können, ihr Leben eigenverantwortlich zu gestalten und erlebte Belastungen und Krisen zu bewältigen, muss Gegenstand der Ausbildung von SozialpädagogInnen sein.

¹ vgl. Kriener/Petersen 1999

Für die Auseinandersetzung mit dem Thema lassen sich Belege bis in die Anfänge der professionellen Jugendhilfe finden. Bestimmte Themen – und dazu gehört auch das Thema „Hilfe zur Selbsthilfe“ oder „Befähigen ein Leben in Autonomie zu führen“ – kommen in regelmäßigen Abständen mit unterschiedlicher Bedeutung wieder. In meiner Wahrnehmung werden diese Themen jeweils in den Kontexten neu aufgenommen und es müssen der aktuellen gesellschaftlichen Situation angemessene professionelle Antworten gegeben werden.

Welche Bedeutung dabei konsequente Zusammenarbeit zwischen Familien und den Fachkräften hat, will ich zum Schluss mit einem kurzen Zitat illustrieren. Frau G., allein erziehende Mutter von sieben Kindern, sagt in einem Interview im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Vernachlässigung von Kindern: *„Irgendwie hatte ich schon das Gefühl, dass alle mir helfen wollten, doch ein Konzept hatten sie – glaube ich wenigstens – nicht. Immer muss ich mit jedem Kind zu unterschiedlichen Stellen: Kita, Tagesheimgruppe, Jugendgerichtshilfe, Erziehungsberatungsstelle, Frühförderung, Sozialamt, Wohnungsamt, Krankengymnastik, ASD im Jugendamt, Bafög-Amt, Kinder- und Jugendpsychiatrie und andere. Und dann kommt auch noch die Familienhelferin einmal in der Woche, die will mich auch noch beraten, und ich muss dann zu Hause sein und ihr Kaffee kochen.“*¹

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)(Hg.): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bonn 2002

Deutsches Jugendinstitut: Zur Reform der Jugendhilfe. Analysen und Alternativen. München 1974

Gintzel, Ullrich: Soziale Dienstleistung aus Sicht von Kindern und Jugendlichen. in: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hg.): Jugendhilfe als Soziale Dienstleistung - Chancen und Probleme praktischen Handelns. München 2002

Jordan, Erwin/Münder, Johannes (Hg.): 65 Jahre Reichsjugendwohlfahrtsgesetz. Münster 1987

Kriener, Martina/Petersen, Kerstin (Hg.): Beteiligung in der Jugendhilfepraxis. Münster 1999

Münder, Johannes: Jugendhilfe als soziale Dienstleistung - Anregungen zu Struktur und Organisation der Leistungserbringung. in: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hg.): Jugendhilfe als Soziale Dienstleistung - Chancen und Probleme praktischen Handelns. München 2002

Schone, Reinhold/Gintzel, Ullrich/Jordan, Erwin/Kalscheuer, Mareile/Münder, Johannes: Kinder in Not. Vernachlässigung im frühen Kindesalter und Perspektiven Sozialer Arbeit. Münster 1997

Sächsisches Staatsministerium für Soziales (SMS)(Hg.): Zweiter Sächsischer Kinder- und Jugendbericht. Dresden 2003

¹ Schone u. a. 1997, S. 190

Nachfragen und Diskussion

Dr. Rolf-Peter Löhr, *Geschäftsführer des Vereins für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin*: Danke sehr, Herr Gintzel, für die anschauliche Schilderung des Problems von der Seite der Jugendhilfe aus. Ich denke, Sie haben zu Recht darauf hingewiesen, dass es gut und schön ist, wenn man neue Konzepte erarbeiten und in die Praxis umsetzen will, aber man das gar nicht kann, wenn die Mittel in dermaßen starkem Maße gestrichen werden, dass das erhebliche strukturelle Verschlechterungen bewirkt, wie es in vielen Städten ohne einen fachlichen Grund zurzeit der Fall ist. Das zwingt umgekehrt dazu, nach neuen Wegen zu suchen statt auf dem alten Weg weiter zu gehen, um auf diese Weise die von Strasser genannte fortwährende „Produktion sozialpolitischer Bedarfs“¹ zu stoppen und damit auch ein bisschen zur Verbesserung der Kostensituation beizutragen. Damit möchte ich die Diskussion eröffnen.

Dr. Ursula Aumüller-Roske, *Leiterin der Abteilung Jugend und Familie im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit, Hannover*: Herr Gintzel, ich habe ein Problem mit Ihren Positionen bzw. ich weiß nicht genau, welche Konsequenzen sich aus Ihren Aussagen ergeben. Sie, Herr Löhr, haben eben den Strasser angesprochen, die Produktion sozialpolitischer Bedarfs. Wenn ich Professor Gintzel richtig verstanden habe, liegt die Definitionshoheit allein bei den Sozialpädagogen. Ich kenne übrigens den sächsischen Jugendbericht, vor allem kenne ich die Kritik, um nicht zu sagen den Verriss des Sächsischen Jugendministeriums dazu und ich teile die Position des Ministeriums.

Ich habe große Schwierigkeiten mit der Aussage, Qualität kostet Geld, mehr Qualität kostet mehr Geld. Die Bundesrepublik Deutschland gibt circa 250 Milliarden Euro für das Gesundheitswesen aus. Es ist nach den USA der zweithöchste Betrag. Bei der Lebenserwartung liegen wir im unteren Drittel. Dieses von uns allen so kritisierte England, das vergleichsweise wenig Gesundheitsleistungen für 50- bis 60-Jährige erbringt, liegt im oberen Drittel. Soviel zu dem Thema „Mehr Qualität kostet mehr Geld“.

Ich habe mir ein paar Unterlagen und Zahlen aus meinem Haus mitgenommen: Im Bereich der Hilfen zur Erziehung in Niedersachsen gibt es zwischen 1992 und 2001 eine Steigerung von knapp 90 Prozent, von 270 Millionen Euro auf 510 Millionen Euro. In der Jugendhilfe insgesamt haben wir im gleichen Zeitraum eine Steigerung um rund 7 Milliarden Euro. Mein Problem liegt in dieser Vorstellung, die mir immer wieder bei uns in der Jugendhilfe begegnet, mehr Geld bringt mehr Leistung. Ich sehe das aber nicht.

Wir haben in Baden-Württemberg eine integrierte Berichterstattung vorgelegt bekommen. Dabei stelle ich fest, dass es zwischen Jugendämtern aus unerklärlichen Gründen große Unterschiede in den Ausgaben gibt, die zunächst konsternieren. Es gibt Gebiete, die für bestimmte Leistungen unheimlich hohe Ausgaben haben, andere Kommunen wiederum nicht.

¹ Johanno Strasser, *Grenzen des Sozialstaats? Soziale Sicherung in der Wachstumskrise*, Köln und Frankfurt am Main 1979, S. 134

In Nordrhein-Westfalen hat das dortige Finanzministerium das Jugendministerium aufgefordert, ein Benchmark zu machen, weil bemerkt wurde, dass für die Bereiche viel mehr ausgegeben wurde als in anderen Bundesländern. Jetzt gibt es ein Benchmark von sechs Bundesländern, wo festgestellt wird, wofür in welchen Ländern wie viel Geld ausgegeben wird und mit welcher Konsequenz.

Dieser Frage müssen wir uns stellen und ich sehe nicht, wie Sie das tun wollen, Herr Gintzel. Ich habe in Ihrer Position eine allgemeine Verweigerung gefunden. Ich teile Ihre Auffassung, dass sich die Themen, die Ende der zwanziger Jahre diskutiert wurden, heute wieder sehr ähneln, nur sollten wir nicht wieder die gleichen falschen Antworten geben.

Prof. Ullrich Gintzel: Ich habe keine solche Aussage gemacht: Mehr Qualität kostet mehr Geld. Wenn ich meine, dass die Einsparungen strukturelle Verschlechterungen bewirken, hat das damit zu tun, dass die Ausgaben bis 2002 relativ stabil geblieben sind und die von Ihnen angesprochene Steigerung muss man darin entkräften, dass weder ein Anstieg des Jugendhilfekostenanteils am Gesamtbruttoinlandsprodukt noch an dem Sozialbudget in diesem Land nachweisbar ist.

Ich bin sehr konsequent dafür, neue Möglichkeiten zu suchen, und ich glaube, dass diese Möglichkeiten darin bestehen, zum Beispiel stärker mit Eltern zu kommunizieren. Gerade in den Hilfen zur Erziehung ist die Frage, wie Fachkräfte gemeinsam mit Eltern Hilfen entwickeln, von zentraler Bedeutung für das Gelingen von Hilfen und damit auch für die Wirksamkeit dessen, was da passiert, und die Rechtfertigung der Geldausgabe. Eine wirkungslose Hilfe oder eine Hilfe, die sogar noch schädlich ist, können Sie sich sparen. Aber will ich mich als Sozialpädagoge nicht noch weiter unter Druck setzen lassen, und zwar auf Bedingungen hin, die erst recht nicht mehr ermöglichen, die Aufgaben zu erfüllen, und damit zu einer massiven Verschlechterung der Lebenssituation von Kindern, Jugendlichen und Familien führen.

Herr Dettling fordert ja noch viel mehr. Ich könnte mich vielem anschließen, aber wenn Sie das in strukturelle und personelle Konsequenzen umsetzen, dann haben Sie wirklich eine Kostensteigerung. Ich kann mit Ihnen über Details diskutieren, wie wir mit den gleichen Mitteln bessere Leistungen anbieten. Und ich bin überzeugt, dass das geht; aber nicht, indem beispielsweise im Rahmen einer kommunalen Neuorganisation zwölf regionale ASD-Teams aufgelöst und zu nur noch fünf zentralen ASDs zusammengefasst werden. Das geht nicht, wenn in einer Kommune aus sechs ASD-Teams ein Team gemacht wird, und wir somit zu Strukturen zurückkommen, von denen wir relativ sicher wissen, dass sie ungeeignet sind, um die notwendigen Aufgaben zu erfüllen.

Ludger Trepper, Leiter des Fachbereiches Kinder, Jugend und Familie der Stadt Lünen: Herr Dettling hat als erstes die These aufgestellt, dass der ressourcenorientierte Ansatz in der sozialen Arbeit längst noch nicht umgesetzt und internalisiert ist. Nachdem, was Sie vorgestellt haben, finde ich diese These eher bestätigt als widerlegt.

Zum Zweiten lohnt es sich unbedingt, über Herrn Dettlings Frage nachzudenken, ob wir konsequent erklären, welche Erwartungen wir an die Menschen haben, die zu uns kommen. Ich stelle die These auf: Nein, denn alle, die in der Jugendhilfe beschäftigt sind, wissen, wie häufig es uns heute immer noch passiert, dass uns Kinder oder Jugendliche

vorgesetzt werden und wir nicht in der Lage sind, unsere Erwartungen an die Menschen konkreter zu formulieren, welches ihr Teil an einem gelingenden Prozess ist. Das regt mich zumindest dazu an darüber nachzudenken, ob das nicht der Sprung zu einem echten ressourcenorientierten Ansatz ist. Das hat die These von Herrn Dettling bei mir ausgelöst.

Dr. Rolf-Peter Löhr: Ich sehe letztlich keine großen Widersprüche zwischen den Referaten von Herrn Dettling und von Herrn Gintzel. Herr Gintzel hat sicher den Aspekt der Kosten und Strukturveränderungen deutlicher hervorgehoben. Aber im Grunde hat er die abstrakte Kritik von Herrn Dettling konkret mit Hilfe seiner Beispiele aufgenommen. Auch Herr Gintzel hat bemerkt, dass zum Teil Konzepte, der Blick für Ressourcen, eine Kompetenz der Fachkräfte, die Leute zu Entscheidungen zu befähigen, fehlen. Die Kompetenz der Fachkräfte diene häufig dazu, für die Klienten statt mit ihnen zu entscheiden. Diese Dinge hat Herr Dettling bereits abstrakt aufgeführt und Herr Gintzel hat das im Einzelnen belegt. Das sind genau die Punkte, über die wir nachdenken müssen, um eine bessere Qualität unserer Arbeit zu erreichen.

Meines Erachtens sollte das Thema Geld bei dieser inhaltlichen Diskussion keine Rolle spielen, aber natürlich ist es schon so, dass in den Kommunen zum Teil unsinnige Sachen in Bezug auf Strukturen passieren. Ich nenne Ihnen ein anderes Beispiel. Eine große Stadt hat den Anspruch, die Sprachförderung ihrer Bevölkerung zu verbessern, weil sie viele Ausländer hat. Und was tut die Stadt? Sie zentralisiert die Volkshochschulen auf zwei Standorte. Damit erreicht sie die Bevölkerung aber nicht mehr. Das ist ein Widerspruch, das ist Unsinn. Das spart nur theoretisch Geld, nicht wirklich praktisch.

Es wird sehr kurzfristig gedacht, wie man jetzt 2 Euro sparen kann. Dass ich nachher dafür 20 Euro ausgeben muss, wird dann nicht gesehen. Dieses konzeptionelle Denken fehlt weithin, das hat Herr Gintzel auch angesprochen. Das gilt für die Kommunalpolitik und für die Sparpolitik zum großen Teil auch. Dazu möchte ich gern noch etwas von Ihnen hören, denn Sie haben ja dazu eine recht massive Kritik geäußert. Es fehlt in vielerlei Beziehung ein Konzept für die Vorgehensweise und das ist das teuerste, was man sich leisten kann.

Als Stadtforschungsinstitut wurde dem Difu öfter vorgeworfen, Theorie sei teuer und praxisfern. Darauf kann ich nur antworten: Nichts ist so praktisch und billig wie eine gute Theorie, weil sie die Voraussetzung für eine gute und kostengünstige Praxis schafft. Das wäre im Bereich der Jugendhilfe mit den Konzepten ganz ähnlich.

Prof. Ullrich Gintzel: Ich möchte es an zwei Beispielen deutlich machen.

Bei den Fragen der Qualitätsentwicklung nach § 78 a ff. KJHG haben wir in den letzten fünf Jahren eine Diskussion darüber geführt, welche Leistungen die leistungserbringenden freien Träger anbieten und was in den Qualitätsentwicklungsvereinbarungen steht. Wir analysieren gerade Qualitätsentwicklungsvereinbarungen und ich kann Ihnen sagen: Da steht eigentlich nichts drin. Welche Qualität prüfen wir also?

Wenn wir über die Frage sprechen, auf welcher Basis gearbeitet wird, gibt es im Moment keine klare Aussage, sondern nur mal eine Alltagsempirie. Ich finde so gut wie

keine ASDs, in denen es klare Konzepte gibt. Von den freien Trägern werden diese selbstverständlich verlangt, das ist inzwischen nach § 78 a ff. Grundlage für die Arbeit.

Über Konzeptdiskussionen können auch inhaltliche Diskussionen geführt werden, die dann auch auf Schwachstellen hinweisen können, und das ist überhaupt keine Frage von Geld. Die Schwachstellen können zum Beispiel darin liegen, dass viele Fachkräfte in den Sozialen Diensten vermutlich über die stärker beteiligungsorientierten Handlungsformen nicht ausreichend verfügen. Ich muss mich da vorsichtig ausdrücken, weil ich die Kolleginnen und Kollegen nicht diskriminieren will. Aber es spricht vieles dafür, dass das so ist. Also lassen Sie uns sowohl konzeptionell als auch praktisch darüber nachdenken, was es beispielsweise bedeutet, Erziehungshilfeverläufe so realistisch wie möglich zu verfolgen, dass ich merke, wenn etwas unproduktiv oder sogar schädlich wird. Ein großer Teil der Kollegen berichtet, dass die Kosten dadurch entstehen, dass bestimmte Prozesse aus dem geplanten Verlauf rinnen. Also müsste ich doch darüber nachdenken, wie wir das besser mitkriegen.

Vor einigen Jahren habe ich den Vorschlag gemacht, zur Beratung von Jugendlichen über Hilfen zur Erziehung ehemalige Nutzer von Erziehungshilfeleistungen mit einzu-beziehen. Braunschweig zum Beispiel macht sich intensiv die Mühe, Jugendliche und Eltern zu fragen, wie sie die Hilfe erlebt haben. Bei der Untersuchung in einem Modellprojekt, an dem ich beteiligt war, stellte sich heraus, dass eine systematische Abschlussbefragung von Nutzern nicht stattfindet.

Das sind die fachlichen Mängel, an denen ich arbeiten möchte und die für mich gleichzeitig in die Richtung gehen, Menschen stärker zu beteiligen, ihre Interessen zu artikulieren und wahrzunehmen. Das ist für mich keine Kostenfrage.

Cornelie Bauer, *Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft für Erziehungshilfe (AFET) e.V., Hannover*: Für mich stellt sich die Frage, inwiefern unser Sprachgebrauch – auch die Formulierungen im SGB VIII – Aktivierung und Eigenverantwortung verhindern: Wir sprechen über Beteiligung und Mitwirkung am Hilfeplan, wodurch unterschwellig suggeriert wird, dass die Hilfe im Zentrum steht, an der die „Betroffenen“ in Form von „Beteiligung“ mitwirken können.

Ich bin der Meinung, wir sollten auch durch unseren Sprachgebrauch verdeutlichen, dass die Leistungsberechtigten als Akteure mit ihren Vorstellungen und mit ihrer Planung im Zentrum des Geschehens stehen. Jugendhilfe kann nur „mitwirken“, Entwicklungsprozesse zu gestalten und „sich beteiligen“, Lebensverhältnisse positiv zu gestalten. Ich vermute, eine solche veränderte Formulierung würde auch eine veränderte Haltung bedingen. Sie würde Verantwortlichkeiten präzisieren, damit einhergehend passgenauere Hilfen ermöglichen und Hilfeformen ausschließen, die ineffektiv sind, da sie durch „die Betroffenen“ zumindest nicht erwünscht, häufig sogar blockiert oder unterwandert werden. Mich würde interessieren, wie Sie sich die Zurückhaltung in Bezug auf eine solche Effektivierung erklären.

Prof. Ullrich Gintzel: Ich definiere Beteiligung so, dass es auch aktives Handeln einschließt und die Breite vom Artikulieren von Einschätzungen und Interessen bis zum eigenständigen Handeln hat. Die Frage nach meinen Erklärungen für die Zurückhaltung kann ich so beantworten: Ich erlebe gegenwärtig zu viele entmutigte Kolleginnen und

Kollegen und für Ostdeutschland trifft das verstärkt zu, die dazu konkrete Angst um ihren Arbeitsplatz haben. Dies reduziert die Bereitschaft zu offensiven Auseinandersetzungen.

Wir setzen uns im Moment mit den sozialpolitischen Dimensionen zu wenig auseinander. Wir bekommen dauernd suggeriert, die Leistungen der Jugendhilfe seien nicht mehr finanzierbar, und es wird mit Zahlen argumentiert, die nicht stimmen. Es werden Argumente vorgebracht, die vorgeben, die Kosten für die Aufgaben der sozialen Grundabsicherung der Menschen wären ins Unermessliche gestiegen. Diese Zahlen stimmen einfach nicht. Warum da Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter und ihre Verbände nicht offensiver widersprechen, darauf habe ich allerdings keine Antwort. Ich bin gespannt, welche Reaktionen es auf die Erklärung der Juristinnen und Juristen der Diakonie und der Caritas zur systematischen Rechtsverletzung der öffentlichen Jugendhilfeeinrichtungen vom 24. November 2003 geben wird. Sie machen eigentlich auf einen Skandal aufmerksam, der mit meiner Praxiserfahrung durchaus übereinstimmt.

Dr. Rolf-Peter Löhr: Ich danke Ihnen, Herr Gintzel. Ich danke Ihnen allen für die Diskussion.

Was fördert, was (ver)hindert Selbstverantwortung, angstfreies Lernen und Arbeiten, kreatives Ausprobieren bei Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern?

Diskussion in vier Arbeitsgruppen

moderiert von:

BARBARA BÜTOW

Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Universitätsklinikum Ulm;

DR. KERSTIN DELLEMANN

Leiterin des Kreisjugendamtes Saalfeld-Rudolstadt;

BRUNO PFEIFLE

Leiter des Stadtjugendamtes Stuttgart;

HANS-RUDOLF SEGGER

Dezernent für Jugend, Soziales, Schule und Personal im Landkreis Goslar

In vier Arbeitsgruppen wurden überwiegend fördernde Kriterien für Selbstverantwortung, Lernen und Arbeiten gesucht und diskutiert. Die Teilnehmenden bearbeiteten innerhalb ihrer Arbeitsgruppe in kleinen Gesprächsrunden folgende Fragestellungen:

1. Was fördert/verhindert die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter?
2. Was fördert/verhindert das Vertrauen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern in Kinder, Jugendliche und ihre Familien?
3. Welche sozialen Kompetenzen benötigen die Fachkräfte in der Jugendhilfe, um Selbstverantwortung der Familien zuzulassen?

1. Was fördert/verhindert die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter?

Die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter wird einerseits von Faktoren gefördert bzw. behindert, die in den arbeitsorganisatorischen und strukturellen Rahmenbedingungen bzw. in der Leitungstätigkeit, andererseits bei den einzelnen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern selbst zu suchen sind, wie **Selbstvertrauen**, **Qualifikation** und eine **hohe Fachlichkeit**. In der Diskussion nahmen die erstgenannten Faktoren den größten Raum ein.

Als wichtigste Aspekte wurden **klare Verantwortungsbereiche** bzw. eine **klare Arbeitsstruktur** mit **verbindlichen Regeln**, einem **klaren Handlungsrahmen**, **klar formulierten Erwartungen und Leitlinien**, sowohl für die Arbeit mit Klienten innerhalb der Einrichtung als auch für die Zusammenarbeit der beteiligten Träger der Jugendhilfe, sowie die **Sicherstellung der Autonomie im jeweiligen Arbeitsbereich** genannt.

Von großem Einfluss auf die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind nach Erkenntnis der Diskussionsteilnehmenden eine **flache Hierarchie** und die **Übertragung und Sicherung von Entscheidungskompetenz** auf die Mitarbeiter durch verantwortungsvolle Leitungskräfte. Ein **klarer und sicherer finanzieller Rahmen** und eine **transparente Ressourcenverteilung** sind ebenfalls geeignet, die selbstverantwortliche Tätigkeit der Fachkräfte zu fördern.

Ein **Arbeitsklima**, das die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter fördert, muss nach Einschätzung der Diskussionsteilnehmer durch eine **Kultur der gegenseitigen Wertschätzung**, durch das **Vertrauen der Führungskräfte in die Fähigkeiten der Mitarbeiter**, aber auch durch das **Vertrauen des Jugendamtes in die Leistungsfähigkeit der freien Träger**, durch **Möglichkeiten der Reflexion** der eigenen Arbeit und der **Teamberatung**, durch **Fehlerakzeptanz und -toleranz** sowie **Erfolgsorientierung** gekennzeichnet sein. Die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter können besser Selbstverantwortung entwickeln, wenn sie sich auf die **Unterstützung durch die Leitung** verlassen können. **Möglichkeiten der Fortbildung und Supervision** sowie des **Transfers von Fortbildung** müssen vorhanden sein.

Diesen positiven Aspekten wurden **behindernde Faktoren** für die Selbstverantwortung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter gegenübergestellt:

- Unklare Arbeitsaufträge;
- Fehlende Konzepte;
- Fehlende Kompetenzen;
- Übertriebene Hierarchien, übermäßige Kontrolle;
- Erfolgs- und Preisdruck, fehlende finanzielle Mittel;
- Mangelnde Curricula in der Hochschulausbildung;
- Tendenziöse Berichterstattung in den Medien.

2. Was fördert/verhindert das Vertrauen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern in Kinder, Jugendliche und ihre Familien?

Von den Teilnehmenden wurden in erster Linie Kriterien zur Förderung von Vertrauen der Mitarbeiter in die Familien genannt, die in den Kompetenzen der einzelnen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter selbst liegen.

Die **Haltung** gegenüber den „Klienten“ wurde als besonders wichtig hervorgehoben. Wenn man davon ausgeht, dass Familien grundsätzlich das Beste für ihr Kind wollen, und die **Wünsche der Familien** wahrnimmt und akzeptiert, fällt es nicht schwer, ihnen auch **Vertrauen in ihre Stärken und Fähigkeiten** entgegenzubringen. Es ist wichtig, sie an den Hilfen zu **beteiligen**, Eltern die **Verantwortung zu belassen**, **ressourcenorientiert** mit ihnen zu arbeiten und damit auch kleine **Erfolge zu benennen und wertzuschätzen**. Sozialpädagogen benötigen dafür neben **hoher Fachlichkeit und Handlungskompetenz** auch **Empathie, Experimentierfreudigkeit, Offenheit für neue Erfahrungen und innere Gelassenheit**.

Zwischen dem Sozialarbeiter und der Familie müssen **klare Vereinbarungen** getroffen werden, die Folgen verschiedener Handlungsweisen auf Seiten der Sozialarbeiter sowie der Familien müssen benannt werden. Die Gespräche müssen dabei **auf Augenhöhe** und angstfrei für die Kinder, Jugendlichen und die Familien stattfinden. Um Familien nicht aus ihrer Eigenverantwortung zu entlassen und die Probleme der Familie nicht zu seinen eigenen Problemen zu machen, muss der Sozialarbeiter die Fähigkeit zu einem **professionellen Nähe-/Distanzverhalten** aufweisen. Die Diskussion darüber wurde auf die provozierende Frage zugespitzt, ob Ressourcenorientierung letztlich dazu führen könnte, dass Hilfen zur Erziehung dann eigentlich nicht mehr notwendig seien.

„Zustimmung und Verbündete aus dem Umfeld“, „institutioneller Rückhalt für die Sozialarbeiter“ sowie „Austausch von Sichtweisen im Team“ ergänzen die Aufzählung der fördernden Faktoren.

Das Vertrauen der Fachkräfte in die Kinder, Jugendlichen und Familien wird nach Ansicht der Teilnehmer **verhindert** durch:

- Angst vor Fehlern bezüglich des Kindeswohls;
- Expertentum und Einzelkämpfertum;
- Unklare Vereinbarungen und Aufträge;
- Vorurteile;
- Defizitorientierung;
- Übernahme der Verantwortung für die Familie und der Probleme der Familie durch den Sozialarbeiter;
- Zeitdruck, Erfolgsdruck;
- Bürokratie.

3. Welche sozialen Kompetenzen benötigen die Fachkräfte in der Jugendhilfe, um Selbstverantwortung der Familien zuzulassen?

Bereits zur Bearbeitung der Fragestellung 2 wurden verschiedene soziale Kompetenzen benannt. Die Teilnehmenden brachten eine Vielzahl von Fähigkeiten und Fertigkeiten in die Diskussion, die die Frage aufkommen ließ, ob diese Summe von Kompetenzen nicht zu idealisiert wäre. Es wurde jedoch festgestellt, dass die Mehrzahl der Fachkräfte zu diesen Kompetenzen zumindest auf dem Weg ist.

Die Teilnehmenden verständigten sich in den Diskussionsrunden auf folgende soziale Kompetenzen:

- Positives Menschenbild, Wertschätzung gegenüber den Familien; Empathie, Vertrauensfähigkeit, Optimismus;
- Respekt vor unterschiedlichen Menschen und unterschiedlichen Lebensentwürfen;
- Neutralität gegenüber den einzelnen Familienmitgliedern, Nähe-/Distanzverhalten;
- Engagement, Motivation;
- Selbstreflexion, Fähigkeit zur Selbstkritik, Uneitelkeit;
- Teamfähigkeit, Kooperationsbereitschaft;

- Authentizität, Transparenz, Ehrlichkeit, Verlässlichkeit, Verbindlichkeit;
- Selbstsicherheit, Selbstvertrauen, Autonomie, Eigenverantwortlichkeit;
- Entscheidungsfreude, Entschlusskraft, Risikobereitschaft;
- Gelassenheit, Humor, hohe Frustrationstoleranz;
- Fähigkeit, konstruktiv zu kommunizieren;
- Methodenvielfalt in der Arbeit, fachliche Sicherheit, um Gefährdungen abschätzen zu können,
- Selbstmanagement.

Fazit

In der Diskussion stellten sich Zusammenhänge zwischen dem eigenen Selbstvertrauen, dem Vertrauen der Leitungskräfte in die Fähigkeiten der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter und dem Vertrauen der Fachkräfte gegenüber den Kindern, Jugendlichen und Familien dar. Die Übernahme bzw. Übergabe von Verantwortung und Entscheidungskompetenz beginnt innerhalb des Jugendamtes und der Einrichtung der Jugendhilfe. Die Bedeutung von klaren Zielen, Handlungsrahmen und Vereinbarungen für alle Beteiligten wurde sehr hoch eingeschätzt.

Familienkonferenzen, ein neuseeländisches Modell¹

ALLAN MACRAE

*Manager of Care & Protection and Youth Justice,
Koordinator der Familienkonferenzen für die südliche Region Neuseelands,
Wellington*

Meine Damen und Herren, ich bedanke mich für die Möglichkeit, hier ein in Neuseeland sehr erfolgreiches Modell vorstellen zu können. Immer, wenn wir es irgendwo präsentieren, fügen wir hinzu, dass es sich um ein Modell handelt, das erst noch an die jeweils eigenen Verhältnisse anzupassen ist, denn dies werden Sie sehr schnell sehen: Es gibt gar kein neuseeländisches Modell; es gibt nur einen Prozess, den wir für jeden Fall und jeden Kulturkreis, mit dem wir arbeiten, wieder neu anpassen. Das System dahinter stützt sich stark auf prinzipielle Regeln. Die Grundsätze, die wir aufgestellt haben, reichen über Kulturen und Werte hinweg und wenn ich sie Ihnen jetzt im Laufe meines Vortrags vorstelle, werden Sie erkennen, dass es mit ihnen möglich ist, die Werte der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, mit denen wir es zu tun haben, aufzugreifen.

Sind die sozialen Einrichtungen rassistisch?

Die Maoribevölkerung unseres Landes hatte schwere Vorwürfe gegen unsere Sozialbehörden erhoben, insbesondere gegen unsere Sozialarbeit oder Jugendarbeit, wie wir das nennen, was Sie hier in Deutschland mit Jugendhilfe bezeichnen (Jugendhilfe, „Youth Aid“ ist in Neuseeland die Abteilung der Polizei, die auf Jugendsachen spezialisiert ist). Von Seiten der Maori ist uns also vorgeworfen worden, dass unsere Institutionen per se rassistisch seien. Wir haben dies zunächst weit von uns gewiesen, aber je näher sie uns erklärten, wie sie darauf gekommen waren, desto mehr mussten wir ihnen tatsächlich Recht geben.

Die Maori machten uns deutlich, dass alle unsere Sozialagenturen auf drei grundlegenden Dingen beruhten: Den Werten, die wir in unserer Erziehung vermitteln, unserer Religion, die sich in unserer Verwaltung widerspiegelt; und unserer Erziehung.

Diese drei Faktoren bilden die Werte, wie sie all unseren sozialen Einrichtungen zugrunde liegen. Die Maori konnten auch genauso schlüssig nachweisen, wie wir sie als Volk unterdrückten. Wir stellten Ihre Fähigkeit in Frage, sich um ihre eigenen Kinder zu kümmern. Wir machten sie abhängig von unseren sozialen Diensten (**Abbildung 1**).

¹ Übersetzung der vom Autor redigierten englischen Fassung des Vortrags von Anne Taubert, Verein für Kommunalwissenschaften, AG Fachtagungen Jugendhilfe, Berlin

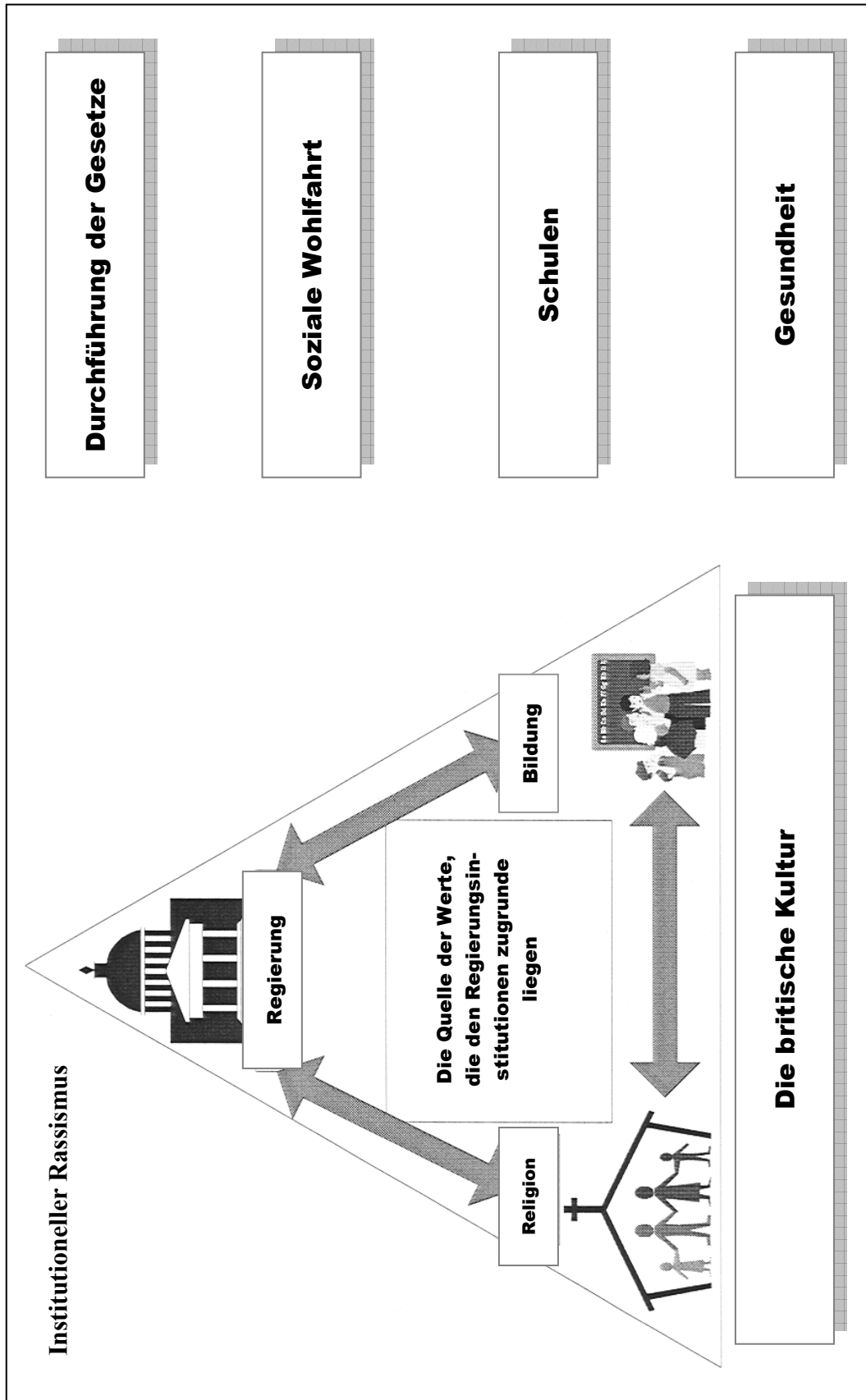


Abbildung 1

Um dem entgegenzuwirken, bemühten wir uns also um Prägung neuer Maximen, die da lauteten: „Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft“, „Von Wohlfahrt zu Wohl-Leben“. Im Zuge dieser Umstrukturierung entwickelte sich aus einer Untersuchung mit dem Titel Puao-te-ata-tu (**Abbildung 2**), das heißt Tagesanbruch oder Morgendämmerung, auch das System der Familienkonferenzen. Bei dem Papier handelte es sich um den Bericht einer Beraterkommission, die der für Soziales und Polizei zuständige Minister einberufen hatte.



Abbildung 2

© Allan MacRae

Dieses Dokument sprach eine Empfehlung aus, die ich besonders hervorheben möchte, es ist die Empfehlung Nr. 13: „Sich die Initiative der Maoribevölkerung und der gesamten Gesellschaft zunutze machen, um der Probleme Herr zu werden.“

Darüber werden wir heute hier sprechen: Wie macht man das? Auch für uns war es eine Herausforderung.

Zum ersten Mal wurden wir etwa 1982 damit konfrontiert; die diesbezügliche Gesetzgebung und das System der Familienkonferenzen entstanden etwa 1989, dazwischen lagen also etwa sieben Jahre mit Debatten, Diskussionen, einigen heftigen Streits und so weiter. Das Endergebnis jedoch war ein völlig neues Gesetz, das „Gesetz für Kinder, junge Menschen und deren Familien“. Es enthält einige durch und durch neuartige An-

sätze für die Arbeit mit Familien, der erste und wichtigste davon ist, dass die Angesprochenen in der Zusammenarbeit mit den staatlichen Behörden Partner sind.

Auch im Bereich des Jugendstrafvollzugs arbeiten wir heute mit dem System der Familienkonferenzen. Vor dieser Zeit folgten wir einem Wohlfahrtsmodell, das Straftaten nahezu belohnte. Die Zahl der Gefängnisstrafen war hoch und es waren die Bevölkerungsminderheiten, die daran den Hauptanteil trugen. 86 Prozent der Jugendlichen in den Gefängnissen waren Maori, 84 Prozent der Erwachsenen in den Gefängnissen waren Maori. Es war offensichtlich, dass hier etwas falsch lief.

Wenn wir uns die Geschichte der Maori betrachten, entdecken wir, dass sie sich sehr wohl anpassen können, sie waren stets in der Lage gewesen, die aktuellen Technologien zu nutzen und sie waren die einzige Kultur überhaupt, die niemals von den Briten erobert werden konnte. Sie befestigten ihre Dörfer dermaßen, dass sie den Musketen widerstehen konnten; sie ließen die Engländer spüren, wie schwer es war, sie zu besiegen. Diese Initiativkraft haben wir uns nicht zunutze gemacht. Der Grund dafür ist, dass in der Art unserer Führung des Landes und in unseren sozialen Einrichtungen Eigeninitiative niemals berücksichtigt wurde. Diese Werte haben wir immer vernachlässigt. Dies zu ändern, darin bestand die Herausforderung.

Die Etablierung der Familienkonferenzen in der Gesetzgebung

„Der größte Wert, den ich im System der Familienkonferenzen erkenne, besteht darin, dass man nicht mehr auf die Ressourcen des Staates angewiesen ist, wie dies vorher der Fall war. Ich meine damit die Autorität der Gerichte, der Sozialarbeiter, der Justizbeamten und der Polizei. Diese Fachkräfte stellten die Kräfte und Ressourcen des Staates dar. In diesem vollständig umgebauten Justizsystem, in das die gesamte Familie mit einbezogen wird, erweitern sich diese Ressourcen auf das, was die ganze Nation zu bieten hat. Und dies eröffnet uns ungeahnte Möglichkeiten auf die Großmut, die wunderbaren Kräfte, den Einfallsreichtum und die Energie der Großfamilie/der Gemeinschaft zurückzugreifen, in einer Art und Weise, wie das vorher nicht möglich gewesen ist. Wir sollten meiner Meinung nach unsere Möglichkeiten nicht beschränken auf etwas, das ein Gericht anzubieten hat. Je mehr Menschen involviert sind, desto größer sind die Möglichkeiten für ein großartiges Ergebnis.“

Der Herr, der hier im Videoclip zu Wort kam, ist unser oberster Distriktrichter. In einem weiteren Video, das ich heute aber nicht zeigen werde, sagt er, wie zuträglich für ihn als Richter das Gefühl war, mit den Familien im Rahmen einer Partnerschaft zu arbeiten, und nicht gegen sie. Das System der Familienkonferenz ist inzwischen in Neuseeland gesetzlich verankert – ihre Durchführung ist Pflicht. Wenn ich das sage, ist nicht gemeint, dass es für die Familie Pflicht ist, bei einer solchen Konferenz zu erscheinen, sondern es ist die Pflicht des Staates, einer Familie auf diesem Wege die Möglichkeit einzuräumen, zu Wort zu kommen.

Kein Kind darf in die Obhut des Staates gegeben werden – abgesehen von einer sehr kurzen Periode von zwei Monaten –, ohne dass der Familie im Rahmen einer Familienkonferenz die Möglichkeit gegeben wird, selbst zu entscheiden, wie dieses Kind versorgt werden soll. In unserem Justizsystem kann kein Richter einen Jugendlichen verurteilen, ohne dass die Familie eine Gelegenheit bekommt, Alternativen vorzubringen.

Das Gesetz beruht auf drei Grundsatzpaketen: Der Teil, den ich Ihnen hier vorstellen möchte, beinhaltet die allgemeinen Grundsätze, wie sie für Belange der Versorgung und des Schutzes (Care & Protection) von Kindern und Jugendlichen gelten. Die Grundsätze sind folgende:

- Wo immer möglich, ist die Familie eines Kindes oder eines jungen Menschen oder deren Verwandtschaft an den Entscheidungen, die das Kind oder den Jugendlichen betreffen, zu beteiligen.
- Wo immer möglich, ist die Beziehung zwischen einem Kind oder einem jungen Menschen und seiner Familie oder Verwandtschaft aufrecht zu erhalten.
- Es ist stets zu beachten, wie die Auswirkungen einer Entscheidung auf das Kind oder den jungen Menschen sein werden im Hinblick auf
 - a) das Wohlergehen des betroffenen Kindes oder des jungen Menschen und
 - b) die Stabilität der Familie oder Verwandtschaft dieses Kindes oder des jungen Menschen.
- Die Wünsche des Kindes oder des jungen Menschen sind zu berücksichtigen.
- Es ist zu versuchen, die Unterstützung
 - a) der Eltern oder anderer Personen, die für das Kind oder den jungen Menschen sorgen oder ihn beaufsichtigen und/oder
 - b) des Kindes oder des jungen Menschen selbst zu erlangen.

Früher kam es oft vor, dass junge Menschen in Gewahrsam genommen wurden und Großeltern, Onkel oder Tanten keine Möglichkeit hatten, eine Alternative anzubieten. Dieser letztgenannte Grundsatz greift deren Wünsche auf, ihre Unterstützung zu leisten.

- Entscheidungen, die ein Kind oder einen jungen Menschen betreffen, sind mit einem zeitlichen Rahmen zu versehen, der dem Kind oder dem jungen Menschen angemessen ist.

Bis wir früher in der Lage waren, etwas dem Bedarf eines jungen Menschen Entsprechendes bereitzustellen, dauerte es oft so lange, dass er bis dahin bereits aus der Situation herausgewachsen war. Die Chance auf eine niederschwellige Reaktion, eine kleine, aber hilfreiche Intervention, war verpasst worden. Es erforderte dann einen viel größeren Einsatz von Ressourcen, den zwischen dem Zeitpunkt, an dem der Bedarf festgestellt worden war, und dem Zeitpunkt, an dem die Ressourcen letztendlich zur Verfügung gestellt wurden, entstandenen Schaden wieder gutzumachen. Viele Familienkonferenzen zur Hilfeplanung (care and protection) werden innerhalb von sechs Wochen einberufen und abschließend durchgeführt. Die meisten der Konferenzen zu Jugendstrafsachen (youth justice) benötigen einen Zeitraum von drei Wochen, nachdem der Jugendliche vor Gericht erschienen ist.

Im Rahmen der Vorbereitungen einer Familienkonferenz kommt nach Absatz 21 unseres Gesetzes dem Koordinator die Aufgabe zu, Tag, Zeitpunkt und Ort festzulegen. Die Familienkonferenz ist kein Gespräch, das in unseren Büros abgehalten wird. Der Ort spielt eine wichtige Rolle und nach ihm richten sich oft auch die Rituale für den Ablauf.

Wird die Konferenz an einem Maori *Marae*¹ durchgeführt, dann sind die Regeln, die für diesen *Marae* gelten, zu befolgen. Eine Familienkonferenz bei den Maori kann mitunter vier Tage dauern. Man kann jedoch fast immer mit Bestimmtheit davon ausgehen, dass man nie wieder mit dieser Familie zu tun haben wird.

Es muss beraten werden, wer an der Familienkonferenz teilnehmen soll. Dazu gehören bei unserem Modell Onkel, Tanten, Großeltern, die ganze Verwandtschaft und wenn ein Stammeszusammenhang besteht, dann bekommt ein Stammesvertreter – oder auch mehrere – ebenfalls die Möglichkeit zur Teilnahme. Vater und Mutter des Kindes können es nicht verweigern, dass diese Personen teilnehmen.

Man muss sich darüber verständigen, wie der Ablauf der Konferenz sein soll. Zum Beispiel ist es wichtig, wie die Konferenz eröffnet werden soll. Vielleicht möchten die Teilnehmer sie mit einem Gebet oder einer anderen Eröffnungszeremonie beginnen. Und es muss festgelegt werden, wie die Werte des Entscheidungsprozesses festgehalten werden sollen.

Bei der Familienkonferenz wurde das, was vorher in unserem Wohlfahrtsmodell stattfand, auf den Kopf gestellt. Im alten System erstellte der Jugendhelfemitarbeiter einen Bericht und der Familie stand es frei, diesen anzufechten – allerdings verfügte die Familie über keinerlei Ausbildung oder Fachwissen in dieser Hinsicht. In der Familienkonferenz wird ein Plan von der Familie ausgearbeitet und vorgelegt und es sind die ausgebildeten Fachkräfte, die gegebenenfalls aufgefordert sind, diesen zu hinterfragen. Dadurch wird wieder ein Gleichgewicht zwischen den Parteien hergestellt.

In Neuseeland sind eine ganze Reihe verschiedener Kulturen vertreten, die aus aller Herren Länder kommen, darunter sowohl Fachkräfte und hoch qualifizierte Menschen mit bester Ausbildung, wie Leute mit geringem sozialen oder geringem finanziellen Status. Ich habe an über zweitausend Familienkonferenzen teilgenommen und habe nie gesehen, dass die Wertvorstellungen irgendeiner Gruppe oder von Einzelpersonen den Prozess der Familienkonferenz beeinträchtigt hätten. Jedoch habe ich deutlich die Verbesserung gesehen.

In einer der Familienkonferenzen ging es um einen Jungen, der mit dem Wurf einer Münze die Brille eines älteren Mannes zerbrochen hatte. Der Mann war beunruhigt bei der Aussicht, zu der Familienkonferenz kommen zu sollen. Er wollte sich am liebsten zunächst den Ort ansehen, an dem sie stattfinden würde und er wollte sichergehen, dass der Junge nicht seine ganze Straßenganz mitbringen würde. Durch Rücksprache mit der Familie konnten wir ihm mitteilen, wer an der Konferenz teilnehmen würde. Er kam also zu dem Treffen und am Ende der Konferenz erhob er sich, ging auf den Jungen zu, dieser tat das gleiche und sie umarmten sich.

Der Junge war Rhodesier und seine Mutter stand vor Gericht, weil sie angeblich die erste Stimme für das Freie Südafrika abgegeben hatte, denn Neuseeland war wegen der Datumsgrenze weltweit das erste Land, in dem gewählt werden konnte. Der Premierminister Neuseelands ließ sich zusammen mit ihr fotografieren, als sie ihre Stimme abgab. Da sie keine Südafrikanerin war, wurde sie wegen Falschangaben und Betrug angeklagt.

¹ geheiligter Gemeinde-/Versammlungsplatz der Maori. Anm. d. Übersetzerin

Ihr Sohn ertrug den Druck der Geschehnisse, des ganzen Presserummels und des Verfahrens gegen seine Mutter nicht. Im Gerichtssaal warf er dann die Münzen. Der ältere Mann, der von den Münzen getroffen wurde, war der Richter. Zwei vollkommen verschiedene Kulturen, zwei vollkommen unterschiedliche Stellungen innerhalb der Gesellschaft und dennoch gelang es, sie zusammenzubringen.

Wie ich bereits sagte, die Familienkonferenz orientiert sich an festgelegten Grundsätzen; es ist ein Verfahren, das die Eigeninitiative der Familie und der Gemeinschaft insgesamt nutzbar macht. Sie beruht auf den Werten der Familie und bringt Pläne hervor, die von der Familie selbst entwickelt wurden und daher ihre volle Unterstützung haben. Bei uns ist dies eine Vorgehensweise, die von Gesetzes wegen vorgeschrieben ist.

Der Prozess der Familienkonferenz

Ich werde hier den Prozess aufzeichnen, wie eine Familienkonferenz hinsichtlich Hilfeplanung (care and protection) durchgeführt wird und werde dabei einige Unterschiede zum Verfahren bei Jugendstrafsachen (youth justice) anführen. Für die Hilfeplanung stehen das Wohl und die Interessen des Kindes an oberster Stelle. Dies ist bei uns ein ausdrücklich niedergeschriebener Grundsatz. Für Jugendstrafsachen ist dieses Prinzip nicht zutreffend, denn hier haben wir die Interessen des Opfers zu berücksichtigen.

Der erste Grundsatz lautet, dass ein Kind oder ein junger Mensch vor Gefahren zu beschützen ist, seine Rechte gewahrt sein müssen und für sein Wohl zu sorgen ist. Bestimmt kennen Sie keine Kultur, die bis dahin diesen Prinzipien widersprechen würde. In erster Linie liegt die Sorge für die Versorgung und den Schutz eines Kindes oder Jugendlichen bei der Familie und den Verwandten. Wie oft fanden Sie sich als Sozialarbeiter oder Jugendhelfemitarbeiter in der Situation, dass Sie plötzlich für das Verhalten eines jungen Menschen verantwortlich gemacht wurden, während die Familie vergessen hatte, dass sie diesen Jugendlichen in den ersten 10 oder 15 Jahren aufgezogen hatte? Der oben genannte Grundsatz trägt dazu bei, dies zu vermeiden, denn er bezieht die Familie mit ein und ihre Verantwortung bleibt aufrecht erhalten.

Dann haben wir den Grundsatz: Das Kind/der junge Mensch soll weiterhin in Verbindung zu seiner Familie und den Verwandten leben und seine Erziehung, seine Ausbildung oder sein Arbeitsverhältnis sollen ohne Unterbrechung oder Störung fortgesetzt werden.

Wir erkannten nämlich, dass man junge Menschen in gewisser Weise aus dem Leben reißt, wenn man sie in Heimen oder in Pflegefamilien, jedenfalls außerhalb ihrer Familien unterbringt. Sie waren einmal Opfer und wurden nun erneut zu Opfern gemacht.

Die Unterstützung, die vom Staat gegeben wird, soll die Familie, die erweiterte Familie, die Netzwerke der Familie unterstützen und auch soziale Dienste mit einbeziehen. In unserem alten Modell waren die Ressourcen auf den jungen Menschen zugeschnitten; in diesem Modell richten wir sie an den Bedürfnissen der Familie aus. Dies funktioniert im Gegensatz zu früher.

Wir verfolgen das Prinzip, ein Kind nur dann aus einer häuslichen Situation zu entfernen, wenn es dort akut gefährdet ist. Der Grund dafür ist, dass das Herausnehmen aus

der häuslichen Situation für das Kind eine Verletzung in sich darstellt. Die Gefahr, in der sich das Kind in der Familie befindet, muss also größer sein als die Gefahr, der wir es aussetzen, indem wir es aus der Familie entfernen. Müssen wir dennoch ein Kind entfernen, dann soll es so schnell wie möglich und sobald praktikabel wieder zurückgebracht werden. Und es sollte in seinem ursprünglichen Umfeld verbleiben. Wir nehmen Jugendliche aus ihren Strukturen heraus, erwarten aber von ihnen, dass sie die Überlebensstrategien für ihr Umfeld erlernen. Bisher haben wir sie institutionalisiert mit dem Erfolg, dass sie vom Wohlfahrtsstaat abhängig wurden. Ihre frühen Lernjahre waren dahin. Im schlimmsten angenommenen Fall, wo die Verbindung mit der Familie und der Kultur nicht beibehalten wird, erlebten wir, wie junge Leute mit ihrer Identität zu kämpfen hatten, nachdem sie von diesen Verbindungen abgetrennt wurden.

Wie verläuft der Prozess der Familienkonferenz? Die Arbeit, die wir in die Vorbereitung der Konferenz stecken, nimmt, wie auf der **Abbildung 3** ersichtlich, den größten Anteil des Prozesses ein. Die Konferenz selbst ist ein kleiner Teil dieses Prozesses. Den nächstgrößeren Anteil hat der Plan, der während der Konferenz beschlossen wird. Die Konferenz hat zwei Funktionen: Sie ist erstens ein Planungstreffen und zweitens eine Schulstunde. Jeder Beteiligte lernt im Laufe der Konferenz, seinen Job besser auszuführen – dies werde ich im Nachfolgenden noch genauer erläutern.

Die Arbeit mit der Familie zur Vorbereitung der Konferenz

Die Arbeit mit einer Familie (**Abbildung 4**) beginnt mit schriftlicher Korrespondenz. Wir schicken einen Brief oder eine Broschüre, die ihr mitteilt, warum wir uns mit ihr treffen möchten. Die Familie erhält dadurch bereits wertvolle Informationen, bevor wir mit ihr in Kontakt treten. Bei einem ersten Treffen – und es wird vorgezogen, das Treffen im Hause der Familie abzuhalten – besprechen wir mit der Familie, wie sie die Lage ihres Kindes in Bezug auf Versorgung und Schutz einschätzt und welche Risiken und welche Probleme sie sieht. Wir diskutieren mit ihr, welchen Entscheidungsprozess sie für die Familienkonferenz einsetzen will. Wir besprechen mit ihr, welche Netzwerke ihr zur Verfügung stehen und welche sie vielleicht zusätzlich bräuchte.

Unser Modell ist auf Stärken ausgerichtet. Daher suchen wir nach den Stärken und Kräften, an die wir diese Familie anbinden können, sowohl innerhalb der Familie – der unmittelbaren Familie wie der weiteren Verwandtschaft – sowie in der Gemeinschaft. Im Zuge der Familienkonferenz verschaffen wir den Familien Zugang zu den Ressourcen, den Kontakten und dem Wissen, die sie benötigen, um sich um die anderen Kinder in ihrer Obhut zu kümmern.

Es ist wichtig, den Familien alle notwendigen Mittel für ihre Entscheidungen und ihr Handeln an die Hand zu geben (*empowerment*) und dies tun wir, indem wir ihnen alle unsere Informationen vor dem telefonischen oder persönlichen Kontakt geben. Das Besprechen der Vorgehensweise hat außerdem einen weiteren Vorteil: Wenn Sie derjenige sind, der eine Familienkonferenz geplant hat, dann tragen Sie eine Verantwortung für das, was während dieser passiert. Jemand, der einfach nur so dazu stößt, kann weggehen oder Lob oder Kritik aussprechen, ohne sich dabei verantwortlich für das Gesamtgeschehen zu fühlen. Wir haben entdeckt, dass die Familien durch die Vorbesprechungen durchaus Verantwortung für das Geschehen auf der Konferenz und die Entscheidungen, die sich daraus ergeben, übernehmen.

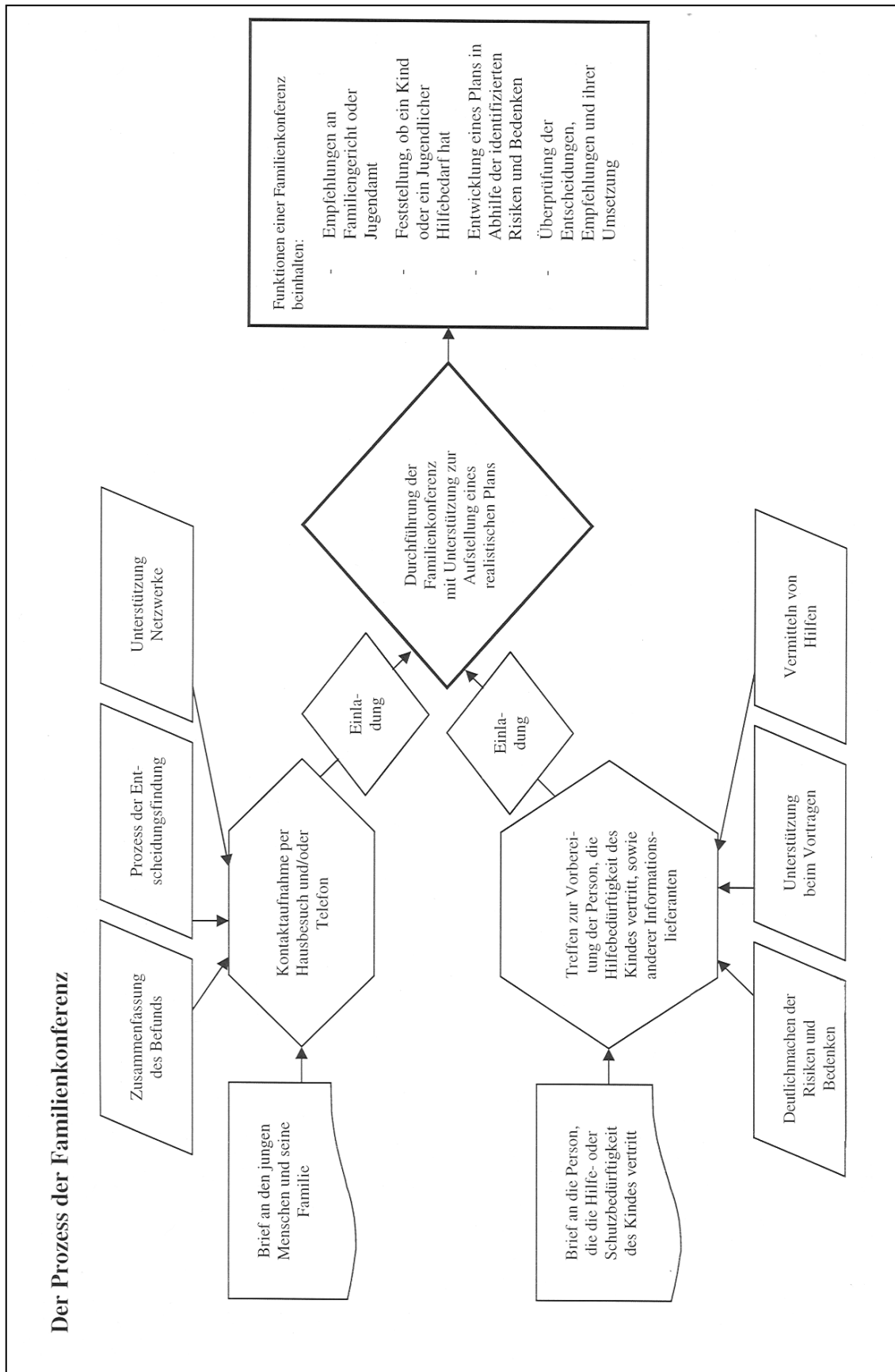
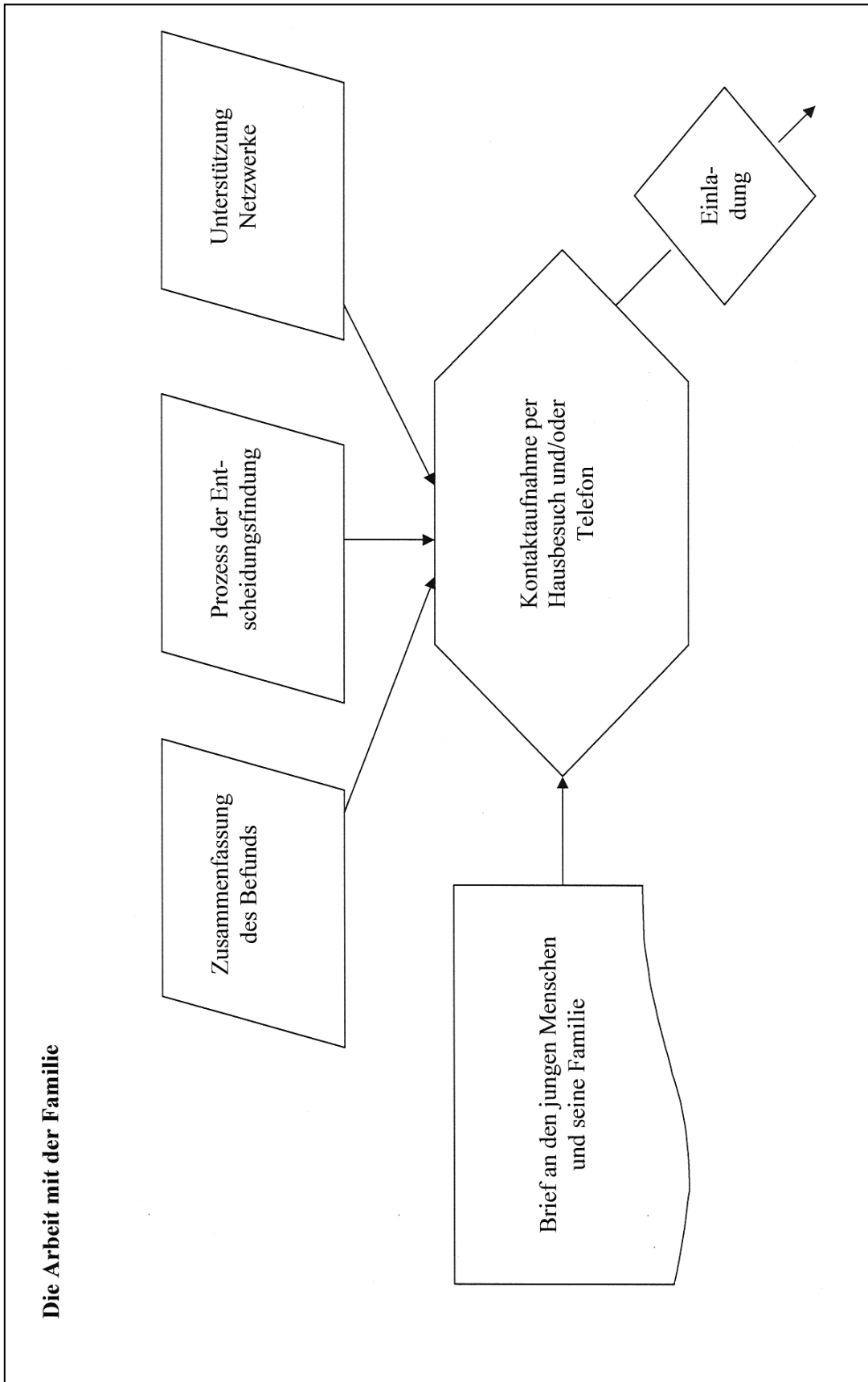


Abbildung 3



© Allan MacRae

Abbildung 4

Ich hatte mit einer jungen Mutter zu tun, mit der ich besprechen wollte, welche Unterstützung ihr zur Verfügung stand. Als ich nach ihrer weiteren Familie fragte, brach sie in Tränen aus. Auf meine Nachfrage war ihre Antwort: „Ich sehe gerade, wie allein ich dastehe.“

Ich konnte natürlich sofort Unterstützung für sie organisieren. Ihre Tochter stand wegen schweren Raubs unter Anklage, ein Delikt, das nach unserem Rechtssystem auf jeden Fall eine Vorstrafe nach sich zieht. Die Konferenz erstellte aber so einen durchgreifenden Plan, dass die Polizei einverstanden war, den Fall zurückzuziehen und der Tochter die Vorstrafe zu ersparen. Das Raubopfer nahm an der Konferenz nicht teil und so fuhr die Polizei mit dem jungen Mädchen zu ihm, damit es seine persönliche Entschuldigung vortragen konnte und um zu erklären, warum keine Gefängnisstrafe veranlasst worden war. Sechs Monate danach bat mich die Mutter zu sich, weil der Sohn einer Freundin eine Familienkonferenz in Palmerston North hatte und man dort keinerlei Unterstützung für die Familie besorgt hatte. Sie bat mich, dies nachzuholen. Den Familien ist diese Hilfe wichtig. Sie schätzen die Verantwortung (*empowerment*), die sie in diesem Prozess erhalten.

Ein Teil der Mittel, die wir den Familien an die Hand geben können, um diese Verantwortung tragen zu können, besteht in der **Weitergabe von Informationen**, denn die von uns ermittelten Befunde sind wirklich wichtig. Dafür müssen wir uns immer wieder fragen lassen, wie wir solche Informationen an die Familien weitergeben können, denn diese Dinge sind natürlich vertraulich; aber wir sind der Meinung, Familien müssen die genauen Probleme kennen, um mögliche Umgangsweisen dafür planen zu können. Und so hatten wir auf die Weitergabe der Informationen bislang durchweg positive Reaktionen. Im Einzelnen ist es wichtig, den Familien den Stand der Dinge zu erklären und ihnen klarzumachen, wo der Fall eventuell enden könnte. Wenn erst zu einem Zeitpunkt, an dem eine Familienkonferenz allem Anschein nach keine Einigung oder keinen Plan hervorzubringen im Stande ist, dargelegt wird, dass das Kind dann in Polizeigewahrsam genommen werden muss, dann erscheint dies wie eine Erpressung. Wird das aber von vorn herein klargestellt, ermöglicht das den Familien, Alternativen zu planen.

Wir erläutern also, mit welchen Konsequenzen zu rechnen ist, ob der Fall vor Gericht gebracht werden könnte oder ob die Polizei bereit ist, sich zurückzuhalten und erst einmal abzuwarten, ob der Plan vollständig durchgeführt wird. Bei Care & Protection-Fällen kann es zwecks Unterstützung zu einem zeitweiligen Arrangement zwischen der Social Welfare Agency und der Familie kommen.

Es ist ebenfalls wichtig, die **Rechte der Familien** sicherzustellen. In der Familienkonferenz hat die Familie eindeutig das Recht zu widersprechen. Sie haben das Recht, darüber zu bestimmen, wer am gesamten Verlauf einer Konferenz teilnehmen darf und wer nicht. Es können Personen eingeladen werden, die Informationen abgeben und danach wieder gehen sollen, während andere Personen das Recht haben zu bleiben, bis eine Vereinbarung getroffen ist, bei deren Zustandekommen sie auch mitreden dürfen.

Die Aspekte, an denen wir mitwirken, beziehen sich, wie bereits gesagt, auf die Zeit, den Termin und den Ort. Um mehr Menschen die Möglichkeit zur Teilnahme an der Konferenz zu geben, arbeiten wir oft außerhalb der üblichen Arbeitszeiten

Verlauf der Familienkonferenz

Wie gestaltet sich nun der Anfang einer Konferenz? Wie gesagt, sie beginnt zum Beispiel mit einem Gebet, einer Vorstellungsrunde oder einem anderen Zeremoniell, das bei den unterschiedlichen Kulturen vorhanden sein mag. Ich habe dabei stets empfunden, dass durch eine besondere Eröffnung eine Art Harmonie zustande kommt.

Die Konferenz folgt einem bestimmten Ablauf. Sie gliedert sich gewissermaßen in drei Teile: Informationsweitergabe, Besprechung im privaten Kreise und Diskussion im Hinblick auf eine Vereinbarung. Auf die Besprechungen unter sich, die den Familien in Neuseeland zustehen, komme ich noch zu sprechen.

In ihrem Ablauf richtet sich die Konferenz nach den Regeln der jeweiligen Kultur. Ich habe an Konferenzen teilgenommen, bei denen nach jedem Sprecher ein Lied gesungen wurde. In Maori wird dies *Waiata* genannt. *Wai* heißt Wasser, *ata* Dämmerung. Am Morgen geht man hinunter zum Fluss, um sich das Gesicht zu erfrischen. Das Lied dient der Erfrischung der Atmosphäre für den nächsten Sprecher. Bei Familien aus Samoa wurden Hymnen an regelmäßigen Stellen der Konferenz gesungen. Wenn die Konferenz an einem Maori *Marae* abgehalten wird, dann geht die Diskussion kreisförmig vonstatten, angefangen von links. Vielleicht möchten nicht alle der Anwesenden aufstehen und etwas sagen, aber wenn Sie weiter unten im Kreis sitzen, müssen Sie respektvoll abwarten, ob vor Ihnen jemand das Wort ergreifen möchte. Dies ist ein sehr disziplinierter Ansatz und funktioniert bestens in Situationen mit einer Menge Spannungen.

Bei anderen Konferenzen, die ich mitgemacht habe, wurde ein Stein herumgereicht und nur im Besitz dieses Steins durfte man sprechen. Glauben Sie mir, Sie verschwenden keine Zeit, wenn Sie nur diese eine Chance haben, bevor der Stein noch einmal bei Ihnen anlangt.

Bei unseren Familienkonferenzen besteht die Möglichkeit zu Besprechungen der Familie unter sich: Einige Modelle sehen diese Möglichkeit nicht mehr vor; ich dagegen möchte mich sehr dafür aussprechen, weil ich dies für ausgesprochen wichtig halte. Wir haben festgestellt, dass es im Verlaufe einer Konferenz, wenn folgenschwere Informationen mitgeteilt werden, immer wieder zu schwierigen Situationen kommen kann. Die Besprechungszeit verschafft eine Pause und gibt der Familie die Möglichkeit, unter sich zu beraten, was sie gerade gehört haben beziehungsweise zu diskutieren, welche Art der Ressourcen innerhalb der Familie aufgebracht werden können. Handelt es sich um eine Jugendstrafsache (Youth Justice Conference), könnte eine Wiedergutmachung für das Opfer ein Thema sein. Einen Onkel vor allen Teilnehmern der Konferenz um seine Unterstützung zu bitten, wäre völlig unangebracht, könnte peinlich sein und könnte zu einer Vereinbarung führen, die der Onkel zu erfüllen nicht im Stande ist. Deshalb ist diese Beratungszeit der Familie unter sich für Themen gedacht, die eher privater Natur sind. Nach meiner Erfahrung ergeben sich daraus viel mehr Initiative, Phantasie und machbare Ergebnisse.

Wichtig ist, dass die Familien wissen, wer an der Konferenz teilnehmen wird, wer die Informationen geben wird und welche Informationen das sein werden. Eine von vielen Arten der Entmündigung der Familien bestand früher darin, dass wir die Informationen zurückgehalten haben. Wir behielten das Heft für uns in der Hand und behielten damit

die Macht, denn nur wir verfügten über die Informationen. Dieses Vorgehen stellen wir mit dem neuen Modell in Frage. Ferner besprechen wir mit der Familie die Prinzipien, die dem Prozess zugrunde liegen.

Inzwischen denken Sie vielleicht, dass die Vorbereitungen sehr viel Zeit in Anspruch nehmen müssen. Die durchschnittliche Youth Justice-Konferenz benötigt sechs Stunden Vorbereitungszeit, eine Care & Protection-Konferenz etwa doppelt so lange. Die Dauer der eigentlichen Konferenz beträgt im ersten Fall etwa zwei Stunden, im zweiten etwa sechs Stunden. Die Pläne, die dabei erstellt werden, gelten im ersten Fall für drei bis sechs Monate und im zweiten für bis zu zwölf Monaten.

Das, was dabei herauskommt und was die Sache lohnenswert macht, ist, dass wir am Ende mit einer Partnerschaft aus Menschen dastehen, die sich zusammenschließen, um für ein betroffenes Kind etwas zu tun. Wir haben festgestellt, dass in der Gesellschaft heute tatsächlich weniger Zeit für freiwillige Dienstleistungen zur Verfügung steht. Die Arbeitszeiten sind länger und innerhalb der Familien sind es oft gerade diejenigen, die das beste Vorbild abgäben, die diese längeren Stunden auf der Arbeit zubringen. Wir haben außerdem insgesamt weniger Ressourcen für den Einzelnen zur Verfügung, denn mit gleich bleibenden Ressourcen arbeiten wir inzwischen mit mehr Familien. Um dies aufzufangen, versuchen wir Partnerschaften zu bilden, so dass jeder einen kleinen Beitrag leisten kann und nicht einer mit einer Riesenaufgabe allein dasteht. Auf diese Weise gelang es uns, die zur Verfügung stehenden Ressourcen zu bündeln und wirkungsvoller zu machen.

Ich hörte Sie darüber sprechen, dass man die Leute besser befähigen müsse. Der Konferenzablauf bringt das durch das Auftreten der Personen, die die Informationen geben, der Polizei, der Sozialarbeiter und aller anderen Teilnehmer mit sich, weshalb ich diese Runde stets als eine Schulstunde bezeichne. Von Konferenz zu Konferenz wurden wir immer besser bei unseren Aufgaben und erhöhten unser Wissen um ein Vielfaches zu dem, was man auf der Universität je hätte lernen können. Wir haben unsere alternative Universität; sie heißt bei uns die Universität der harten Schicksalsschläge. Es ist das, was Sie alle in Ihrem persönlichen Umfeld lernen. Und darin besteht das Leben: Man muss die Fähigkeiten zum Überleben erwerben. Zu oft haben wir diese Erfahrungen unterbunden.

Arbeit mit den Informationsgebern

Damit die Familienkonferenz einen guten Verlauf nimmt, bereiten wir in einem ähnlichen Prozess wie für die Opfer bei Strafsachen auch die Informationsgeber vor (**Abbildung 5**). Auch hier geben wir zunächst einige Vorinformationen durch Anschreiben, bevor wir ein erstes Treffen einleiten. Wir begleiten sie und verschaffen uns Klarheit über die Probleme und Risiken, die sie identifiziert haben, damit wir den Familien helfen können, diese zu verstehen. Wir begleiten auch ihren Vortrag, das ist ein weiterer Lernprozess, denn viele Fachkräfte wissen nicht, wie man Informationen an Familien heranträgt. Bei all diesen Dingen können wir aufgrund unserer Erfahrungen aus früheren Konferenzen helfen; wir geben jede Unterstützung, die gebraucht wird.

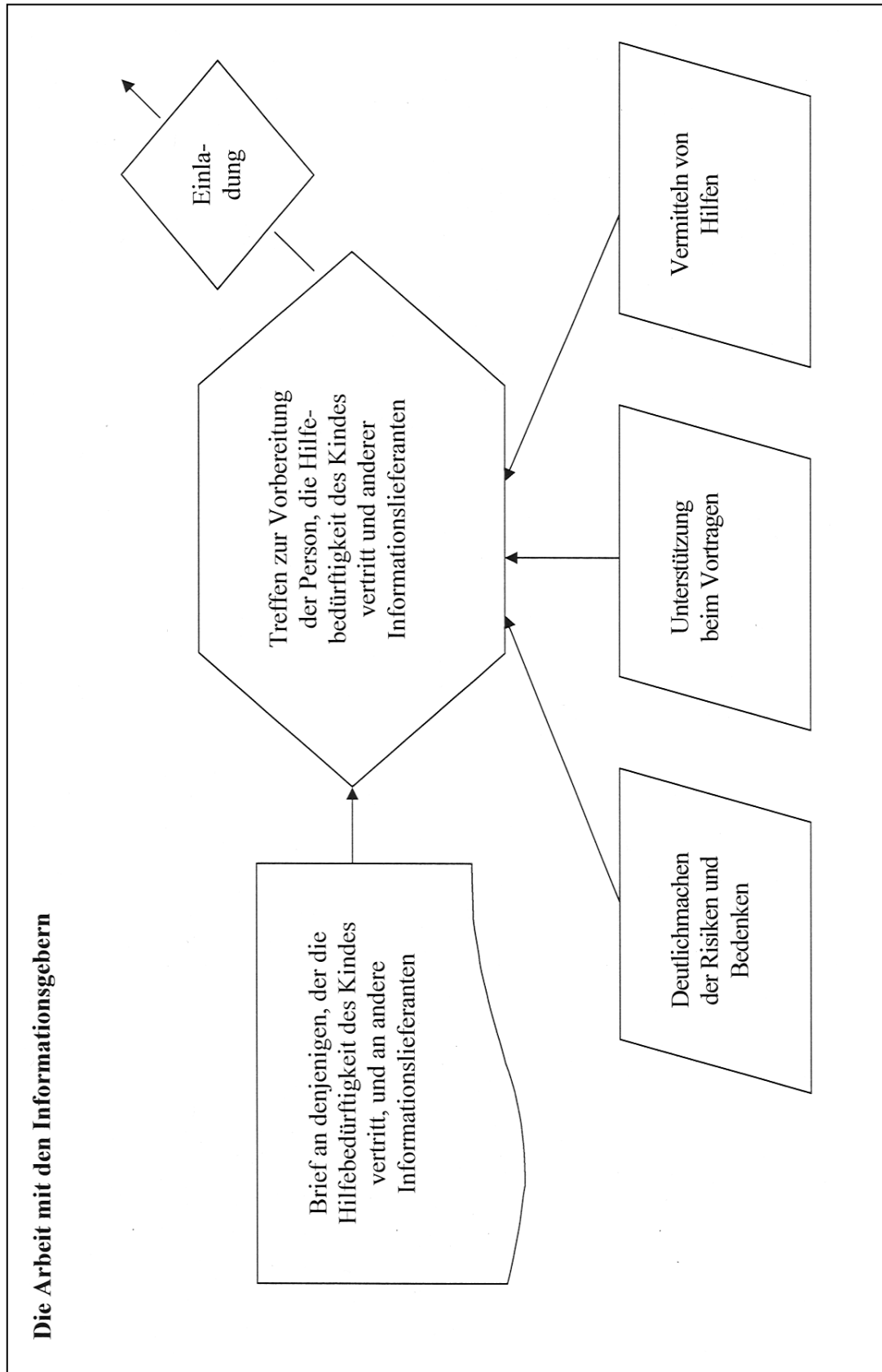


Abbildung 5

Effekte der Familienkonferenz für die Beteiligten

Eine weitere Einzigartigkeit besteht in Neuseeland darin, dass im Zusammenhang mit den Familienkonferenzen die Auffassung, ein Kind oder Jugendlicher brauche Hilfe und Schutz oder sei in Gefahr, nicht von der Behörde vertreten wird, sondern vom einzelnen Sozialarbeiter. Das ist ein bedeutender Unterschied. Man kann Bedenken und Gefahren, die eine Behörde sieht, nicht erklären, aber der einzelne Mitarbeiter kann das und kann daher mit der nötigen Autorität sprechen, denn er weiß am besten, worum es geht. In Neuseeland muss er sich nicht stets wieder an sein Amt wenden, rückfragen und Einvernehmlichkeit darüber herstellen, welcher Ansicht die Behörde ist.

Die Familienkonferenz selbst hat fünf verschiedene Komponenten:

- (1) Feststellen, ob ein Kind oder Jugendlicher Hilfebedarf hat – mit anderen Worten, wir versuchen darüber eine Übereinstimmung zu erzielen und zugunsten dieses Jugendlichen einen Plan aufzustellen. Vielleicht bestreitet die Familie, dass es die Notwendigkeit für einen Plan gibt, in einem solchen Fall würden wir nicht weiter tätig werden. Wenn der Sozialarbeiter glaubt, dass es einen dringenden Bedarf gibt, dann kann er den Fall vor Gericht bringen.
- (2) Informationsweitergabe. Ein Teil, der oft nicht mehr als eine Stunde Zeit erfordert.
- (3) Zeit für Besprechungen im privaten Kreis: Wir erklären den Familien dieses Verfahren, aber wie bereits gesagt: es ist nicht zwingend. Dennoch wird in 98 Prozent der Fälle davon Gebrauch gemacht.
- (4) Das Formulieren von Empfehlungen für eine Entscheidung sowie der Pläne, in denen auf die Gefahren und Bedenken eingegangen wird.
- (5) Der kritischste Punkt ist die Entscheidung darüber, wie der Plan in die Tat umgesetzt und überwacht werden soll und von wem. In jedem Ergebnis muss festgehalten sein, wer bei der Umsetzung helfen wird und wie die Erfüllung des Konferenzergebnisses überprüft wird – dies betrifft sowohl Care & Protection-Konferenzen wie Youth Justice-Konferenzen. Bei einer Youth Justice-Konferenz bedeutet jeder Erwachsene, den wir in den Plan einbeziehen können, eine Chance, dem Jugendlichen ein Vorbild vorzusetzen.

In Neuseeland wird oft das Wort Generationenkonflikt bemüht; meiner persönlichen Erfahrung nach ist dies eine Ausrede der Erwachsenen, sich auf Jugendliche nicht einzulassen. Aus der Sicht eines Jugendlichen gibt es keinen Generationenkonflikt. Wenn wir ihnen keine Vorbilder liefern, ist dies ein Grund, weshalb sie sich an die Jugendbanden halten. Die Jugendbanden sagen, dass sie sich nicht um Mitglieder bemühen. Dies ist nach meinen Beobachtungen korrekt; es sind Jugendliche, in deren Leben Erwachsene keine Rolle spielen, die sich zu den Gangs hingezogen fühlen.

Im Zusammenhang mit dem Plan stellen wir sicher, dass jedes Ergebnis deutlich dargestellt und verstanden wird. Wir vermeiden Wörter mit Mehrfachbedeutung. Wir sind präzise in dem, was wir festhalten. Jedes Ergebnis wird in einen zeitlichen Rahmen gepasst: der Beginn wird genauso festgelegt wie das Ende. Alles ist messbar. Wenn ein

Jugendlicher zu Gemeinwesenarbeiten herangezogen wird, geben wir den Gesamtumfang an und wie viel jede Woche zu leisten ist. Wir benennen die Person, die darauf achtet, dass mit der Durchführung des Plans begonnen wird, die Person, die bestätigt, dass der Plan umgesetzt wird. Wir halten fest, was als Bestätigung akzeptiert werden kann und wie eine Überprüfung der Ergebnisse aussehen müsste. All diese Entscheidungen werden von der Familienkonferenz getroffen. Um die Durchführung des Plans zu überprüfen, kann die Konferenz festlegen, dass man sich als ganze Gruppe oder als Teilgruppe wieder zusammentrefft, und zu jeder Zeit können zwei oder mehr Personen den Koordinator bitten, die Konferenz wieder einzuberufen. Der Koordinator selbst kann dies bei auftretenden Bedenken jederzeit tun.

„Ich glaube nicht, dass dieses Vorgehen der leichtere Weg ist. Natürlich ist es für jeden Jugendlichen und für jede Familie anders. Für mein Teil als Polizist kann ich sagen, dass mir die Methode der Familienkonferenz mehr Möglichkeiten und Verantwortung gibt, auch mir als Person. Ich denke, ohne die Familienkonferenz würde ich in Erfüllung meiner Verantwortung als Polizist viel weniger für die Gemeinschaft erreichen.“

Diese Worte stammen von Mark Cousins, einem höheren Polizeibeamten der Neuseeländischen Polizei. Er sprach davon, dass er sich als Polizist durch diesen Prozess besser einbringen kann. Wenn sich ein Polizist dadurch so fühlen kann, dann sollte dies für jeden anderen, der professionell in die Familienkonferenzen mit eingebunden ist, ebenso gelten. Wenn ein Richter sagt, dass er seine Arbeit jetzt als wirkungsvoller empfindet, weil er mit den Familien arbeitet anstatt gegen sie, dann werden die Leute, die mit den Jugendlichen arbeiten, das gleiche empfinden.

Wir haben weiterhin festgestellt, dass dieser Lernprozess der Kommune zugute kommt, wenn wir das weitergeben, was wir aus den Familienkonferenzen über die Bedürfnisse von Familien und was sie über die Dienste denken, die wir anbieten, und über das, was sie vermissen, gelernt haben. So können die Angebote der Gemeinde besser auf hilfebedürftige Kinder zugeschnitten werden. Wenn ich vier oder fünf Konferenzen in einer bestimmten Gegend mitgemacht habe, dann lerne ich aus den Besprechungen mit den Familien, welche Art Unterstützung und welche Art Netzwerk sie brauchen, und etwas über die Gefahren, denen Kinder und Jugendliche in dieser Gegend ausgesetzt sind. Ich weiß daher, wo die Lücken sind und was finanziell gefördert oder bereitgestellt werden müsste. Ich weiß auch, was weiterhin gefördert werden sollte. Wir konnten daher bereits mehrmals den fördernden Institutionen Hinweise geben, worin sie ihr Geld am besten investieren sollten.

In Wellington City, wo ich arbeitete, halfen wir der Gemeinde beim Aufbau von acht Projekten. Das erste Projekt richtete sich an Maori-Jugendliche, die einen Anteil von 68 Prozent an den Gerichtsverfahren ausmachten. Innerhalb von 20 Wochen nach Einführung unseres neuen Ansatzes spielten diese Jugendlichen bei Gericht keine Rolle mehr. Innerhalb von drei Jahren erreichten wir eine Reduzierung der Jugendkriminalität in Wellington um zwei Drittel. Die Projekte, die wir angingen, zielten auf eine Reihe von Problemen. Eine alternative Form der Schulbildung war eines davon. Ein anderes zielte auf die Probleme der samoanischen Gemeinde in Wellington mit ihren Jugendlichen. Wir hatten mit einem großen Ansturm von Problemen auf die Jugendhilfe durch diese Jugendlichen gerechnet, denn sie waren eindeutig gefährdet. Durch die Arbeit mit der samoanischen Bevölkerung und durch die Weitergabe unseres auf den Familienkonfe-

renzen erworbenen Wissens konnten wir ihr Interesse für die Situation ihrer jungen Leute gewinnen. Wir gaben unser Wissen weiter. Wir gaben ihnen die Möglichkeit die Dinge unter sich zu besprechen und mit einem Vorschlag zurückzukommen.

Wir halfen ihnen bei der Formulierung ihrer Vorschläge und dabei, eine Eingabe für finanzielle Unterstützung zu machen. Sie bekamen zwei Jahre lang 86 000 Neuseeland-dollar pro Jahr zur Verfügung gestellt. Fünf Wochen nach dem Projektstart berichteten die Zeitungen, dass es in Newtown, wo die Samoaner angesiedelt sind, keine Jugendkriminalität mehr gäbe. Dieses schnelle und durchschlagende Ergebnis hat uns vollkommen überrascht. Eine weitere Überraschung war, dass die jungen Leute von sich aus verlangten, dass das Programm um 9.00 Uhr morgens beginnen sollte. Vorher waren wir von allen beteiligten Sozialarbeitern gewarnt worden, wir sollten mit dem Programm nicht vor dem Mittag beginnen, denn es sei nicht zu schaffen, diese jungen Leute aus dem Bett zu kriegen. Aber die Jugendlichen waren vorher nicht aufgestanden, weil ihnen die Motivation fehlte. Nun waren sie so sehr an dem Lernangebot interessiert, dass sie auf einen Vollzeit-Tag bestanden.

All diese Initiativen begannen wir mit einem Lageraufenthalt, bei dem die Fachkräfte und die jungen Leute sich zusammenfanden, Erfahrungen austauschten und nebenbei eine Beziehung zueinander aufbauten. Dies gehört zu den Dingen, die wir aus den Familienkonferenzen gelernt haben. Alle Beteiligten sitzen zusammen in einem Raum, alle arbeiten an einem Anliegen und stellen zusammen einen Plan auf und was dabei herauskommt, ist eine Beziehung.

Ich erinnere mich an einen Betroffenen, der zur Familienkonferenz kam und danach zu mir sagte: „Allan, das wird nicht funktionieren“. Auf meine Frage, warum nicht und was an der Konferenz nicht stimme, sagte er: Es sei nicht die Konferenz, mit der etwas nicht stimme, von der sei er stark beeindruckt gewesen, aber er sei sein ganzes Leben lang Beamter gewesen und daher könne er mit Bestimmtheit sagen, dass unterschiedliche Behörden nicht zusammenarbeiteten. „Wir haben niemals mit anderen Behörden zusammengearbeitet, geschweige denn mit Bürgergruppierungen“. In der besagten Konferenz waren sechs verschiedene Ämter vertreten. Sechs Monate später rief er mich an, um mir mitzuteilen, dass er es gar nicht glauben könne, wie erfolgreich die Konferenz gewesen sei.

Inzwischen haben sich die Mitarbeiter so sehr an die partnerschaftliche Zusammenarbeit in den Familienkonferenzen gewöhnt, dass Behörden, die bisher in Konkurrenz zueinander standen, inzwischen für bestimmte Programme auf der Grundlage von Bedürfnissen, die wir auf der Familienkonferenz identifiziert haben, gemeinsame Anträge einbringen.

Richter Carruthers empfahl uns, neue Gemeindestrukturen um die jungen Leute herum aufzubauen, und genau das haben wir getan. Wir waren so erfolgreich, dass das Programm nationale Aufmerksamkeit erwarb und wir mit der höchsten nationalen Auszeichnung für Innovationen ausgezeichnet wurden. Wir erhielten die Auszeichnung für unsere partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Behörden und der Gemeinschaft. Übrigens betrug innerhalb der samoanischen Bevölkerungsgruppe die Gesamtzahl der ans Gericht verwiesenen Fälle innerhalb der ersten 12 Monate nach Programmstart einen einzigen Jugendlichen.

Aufgaben der beteiligten Professionen

Der Koordinator einer Familienkonferenz zu Care & Protection hat folgende Aufgaben: Erstens das Wahren der Prinzipien. Als Koordinator ist es weder meine Aufgabe, dem erstellten Plan einer Familienkonferenz zuzustimmen, noch kann ich ihn ablehnen, es sei denn, er bewegt sich außerhalb der Prinzipien. Dies wäre der einzige Fall, bei dem ich in eine Entscheidung eingreifen würde. Diese Arbeitsprinzipien haben viel Gewicht. Ich habe Konferenzen erlebt, bei denen die Polizei einen jungen Menschen in Gewahrsam nehmen wollte. Die Prinzipien besagen aber, dass dies nur zulässig ist, wenn es ausdrücklich im öffentlichen Interesse liegt. Kann ein solches öffentliches Interesse nicht nachvollziehbar begründet werden, verbleibt der Jugendliche auf freiem Fuß. In einem konkreten Fall wurde einem jungen Mann auf diese Weise ermöglicht, einen Plan der Familienkonferenz sehr erfolgreich zu vollenden.

Dies kann auch andersherum funktionieren: Wenn klar ist, dass der Jugendliche eine Gefahr für die Gemeinschaft darstellt, erlaubt das gleiche Arbeitsprinzip der Konferenz, in Richtung einer Verurteilung zu entscheiden. Der Koordinator ist verantwortlich dafür, zwischen der Behörde und der Gemeinde eine Verbindung herzustellen. Einer der Fehler, die wir am Anfang aufgrund zu großen Arbeitsdrucks machten, war es, dem Koordinator zu sagen: Sie konzentrieren sich auf die Durchführung der Konferenz und wir setzen andere Leute dafür ein, Sie in der Gemeinde zu vertreten. Innerhalb von sechs Monaten gingen die Ressourcen, die einst für die Konferenz zur Verfügung gestanden hatten, zurück. Es ist wichtig, dass derjenige, der den Prozess begleitet, die notwendige Zeit für die Vernetzung mit der Gemeinde hat und auf dem Laufenden darüber ist, welche Ressourcen zur Verfügung stehen.

Der Koordinator spielt eine wichtige Rolle dabei, eine funktionierende Arbeitsbeziehung zwischen übergeordneten und örtlichen Behörden zu pflegen. In Neuseeland werden manche örtlichen behördlichen Agenturen aus öffentlichen Geldern des Familienministeriums finanziert. Diese Gelder stammen aus mehreren Quellen und von Jahr zu Jahr hängen die Leistungen, die geboten werden können, wieder von den Geldern ab, die zur Verfügung stehen. Als Koordinator habe ich stets mitverfolgt, welche Ressourcen zur Verfügung standen und was die Agenturen somit leisten konnten. Eine dieser Ressourcen besteht in den Lottereeinnahmen, aus denen ein Sozialarbeiter finanziert wird, der jedes Jahr einer anderen örtlichen Agentur zugeteilt wird. Für mich als Koordinator ist es wichtig zu wissen, wo sich dieser Sozialarbeiter befindet, damit ich ihn in den Prozess einbeziehen kann.

Als letztes hat der Koordinator die Rolle, den Ablauf der Familienkonferenz zu überwachen. In Neuseeland hat ein Koordinator das Recht zu delegieren. Wenn die Konferenz in einer anderen Sprache abgehalten wird, kann er die Leitung an jemanden delegieren, der die Sprache beherrscht, damit die betreffende Familie ihre Entscheidungen in ihrer eigenen Sprache treffen kann. Stellen Sie sich vor, wir hätten heute hier eine Schulung und wollten in einem Rollenspiel eine Familienkonferenz durchführen und Sie müssten das auf Englisch tun, damit ich daran teilhaben könnte. Vergleichen Sie dies mit einem Rollenspiel auf Deutsch. Sie könnten viel besser untereinander kommunizieren, viel schneller denken, viel schneller reagieren, denn es ist Ihre Sprache.

Die Sozialarbeiter oder Polizeibeamten haben zu ermitteln, ob weniger schwer wiegende Möglichkeiten eine effektive Alternative zur Konferenz darstellen würden. In Neuseeland sehen wir die Familienkonferenz als einen schweren Eingriff in das Familienleben an. Dazu kommt, dass sie auch eine staatliche Intervention ist, denn sie wird gesetzlich verlangt. Es würde einen Missbrauch darstellen, wenn wir die weitläufige Familie zusammenbringen würden für etwas, das die unmittelbare Familie genauso gut lösen könnte. Deshalb sparen wir uns die Familienkonferenz für schwerwiegende Fälle auf. Wir arbeiten mit Fällen, wo es zu körperlichen Verletzungen von Kindern gekommen ist, wo Kinder durch ihre Verletzungen physisch oder intellektuell für den Rest ihres Lebens behindert wurden. Die Familienkonferenzen nehmen sich eines jeden Falles an, mit Ausnahme von Mord und Totschlag.

Der einzelne Sozialarbeiter oder Polizeibeamte ist es, der den Fall vorbringt und vertritt, warum das Kind oder der Jugendliche Hilfe oder Schutz benötigt. Ich erklärte schon früher, warum dies so wichtig ist. Zu seiner Aufgabe gehört es, seine Ansicht so vorzubringen, dass dies für die Teilnehmer der Familienkonferenz verständlich wird. Da er den Fall vorbringt, brauche ich seine Zustimmung zur Familienkonferenz. Er ist derjenige, der den Fall näher untersucht hat, er hat die Risiken und Gefahren festgestellt und er ist es, der genau weiß, in welcher Weise der Fall richtig anzugehen ist.

Wenn wir zu keiner Übereinkunft kommen oder die Konferenz empfiehlt ein gesetzliches Vorgehen und der Fall muss vor Gericht weiterverhandelt werden, damit der Schutz des Kindes gewährleistet ist, dann ist der Sozialarbeiter derjenige, der dies in die Wege leitet.

Die Rolle des Gerichts ist es dabei sicherzustellen, dass das Kind oder der Jugendliche einen gesetzlichen Vertreter hat. Diese Anwälte werden im Jugendstrafsystem Jugendadvokaten genannt. Einmal nahm ich einen US-amerikanischen Professor als Beobachter mit zu den Gesprächen im Vorfeld einer Benennung eines Jugendadvokaten. Nach seiner Beobachtung durchleuchtet Neuseeland seine Anwälte, die mit Jugendlichen arbeiten sollen, besser als Amerika dies bei Anwälten für Personen im Todestrakt tut. Wir nehmen die Verteidigung von Kindern sehr ernst. Das Gericht hat zu entscheiden, ob eine Erklärung über die Hilfebedürftigkeit des Kindes benötigt wird. Die Rechtslage ermächtigt die staatlichen Behörden diesbezüglich tätig zu werden.

Auch die Gerichte können eine Entscheidung erzwingen. In Jugendstrafsachen gelten oft die in der Familienkonferenz festgelegten Pläne als Bedingung für eine Aussetzung der Strafe auf Bewährung, und der Jugendliche kann sofort festgenommen werden, wenn er diese Pläne nicht einhält. In Care- und Protection-Fällen können die Behörden angewiesen werden, bestimmte Dienste anzubieten. Wenn eine Behörde also einer Familie gegenüber darlegt, dass sie eine Ressource nicht anbieten kann, kann das Gericht dies untersuchen und die Anweisung geben, diesen Dienst zur Verfügung zu stellen. Schließlich trägt das Gericht die Verantwortung, die Qualität des Prozesses sicherzustellen; das schließt eine Überprüfung der Arbeit des Koordinators mit ein. Hat er sich ausreichend darum bemüht, die Familie mit Hilfe zu versorgen? Ein Vorgehen, das die Familie zusammenführt, damit sie dann in aller Öffentlichkeit ihre dreckige Wäsche ausbreitet, aber dann den Koffer wieder zu verschließen und die Familie damit allein zu lassen, ist wenig sinnvoll. Dagegen geht es darum, die Familie mit Wissen und Unterstützung auszustatten, bevor sie in die Konferenz eintritt, damit sie dort Klarheit darüber

hat, welche Mittel ihr zur Verfügung stehen, um einen Plan aufstellen und diesen auch durchführen zu können. Ich habe Konferenzen mit guten Plänen erlebt, in denen aber das notwendige Wissen und die Hilfe nicht gegeben waren, so dass der Plan innerhalb kürzester Zeit fehlschlug.

Hiermit will ich meine Ausführungen beenden. Ich beaufsichtige die Koordinatoren von vier Städten auf der Südinsel Neuseelands; viele Fachkräfte sowohl aus Neuseeland wie von außerhalb haben meine Arbeit zu den Familienkonferenzen beobachtet. So hatte ich die Möglichkeit ein Best-Practice-Modell zu entwickeln, das in einem Buch dargestellt ist, das ich soeben mit meinem Co-Autor Professor Howard Zehr herausgebracht habe. Sein Titel lautet: The Little Book of Family Group Conference New Zealand Style.

Video-Home-Training (VHT)

WERNER BARKING

Fortbildungsreferent, v. Bodelschwingh'sche Anstalten, Bielefeld

1. Grundhaltung und Arbeitsweise des Video-Home-Trainings

1.1. Grundhaltung

Wenn ich mit Eltern arbeite, kann ich nur so herangehen, dass ich sie in ihrer Verantwortung für ihre Kinder ernst nehme. Daher ist das Motto der Tagung „Mehr Selbstverantwortung zulassen“ für mich keine Frage. Ich kann die Eltern begleiten, unterstützen und vielleicht auch anleiten, aber ich kann ihnen die Verantwortung nicht zeitweise wegnehmen, irgendetwas tun und hinterher hoffen, dass die Eltern die Verantwortung nun wieder wahrnehmen. Ich muss sie von vornherein in ihrer Verantwortung als Eltern, als Erzieher ihrer Kinder belassen und dafür Unterstützung anbieten.

Für die Arbeit mit Video-Home-Training gehe ich von folgenden Grundannahmen aus (**Abbildung 1**):

Grundannahmen für das Video-Home-Training
▪ Eltern wollen ihren Kindern gute Eltern sein. ▪ Eltern und Kinder wollen von Beginn an einen guten Kontakt zueinander haben. ▪ Kinder ergreifen immer positive Initiativen, um in Kontakt mit ihren Eltern/Erziehern zu kommen. ▪ Wenn Eltern auf diese Initiativen verbal und/oder nonverbal positiv reagieren, so werden sie die Entwicklung ihres Kindes stimulieren. ▪ Positive Verstärkung führt dazu, dass das verstärkte Verhalten häufiger auftritt.

Abbildung 1

© Werner Barking

Bei Betrachtung der ersten Grundannahme fallen Ihnen in Ihrem Jugendumt sicher genügend Beispiele ein, bei denen es den Anschein hat, als wollten es die Eltern nicht. Wenn Sie von dieser Annahme ausgehen, können Sie mit diesen Eltern kein Video-Home-Training durchführen. Als Video-Home-Trainer brauche ich die Überzeugung, dass die Eltern ihrem Kind gute Eltern sein wollen. Sie können es im Moment vielleicht nicht, zumindest nicht so, wie ich mir das vorstelle, oder sie haben es selbst nie gelernt, aber grundsätzlich haben sie eine Idee davon, ihren Kindern gute Eltern sein zu wollen. Man kann oft hören: „Wie es mir damals ging, soll es meinen Kindern nicht ergehen.“ Sie wissen also, wie es nicht sein soll, wissen aber noch nicht, wie sie es denn sonst bewerkstelligen sollen, und wollen es lernen.

Die zweite Grundannahme geht auf eines der Ergebnisse der frühen Beziehungsforschung zwischen Eltern und Kindern im vorsprachlichen Bereich zurück. Kinder ergreifen immer positive Initiativen, um in Kontakt mit ihren Eltern oder Erziehern zu treten. Das kann man von der ersten Lebensminute auf Bildern sehen. Daran kann man immer anknüpfen. Oft fangen wir in Familien damit an, dass wir Eltern nach der ersten Aufnahme nur zeigen, welche Initiativen die Kinder starten, um mit den Eltern in Kontakt zu kommen. Diese Initiativen sind bei Eltern häufig falsch abgespeichert. Die denken: „Der nervt schon wieder.“ – oder Ähnliches. Kinder, die nicht wahrgenommen werden, finden natürlich Möglichkeiten, um doch wahrgenommen zu werden.

Ein Beispiel dazu: Ein angeblich schwieriger Junge saß mit seinen Schwestern und der Mutter am Abendbrottisch und die Unterhaltung spielte sich zwischen den drei Frauen bzw. Mädchen ab. Der Junge unternahm drei vergebliche Versuche, etwas von der Schule zu erzählen. Als er im Essen herumstocherte und eine ungehörige Bemerkung über das Essen machte, hatte er die volle Aufmerksamkeit der Familie. Die Mutter warf bei der Video-Rückschau ein, so wäre der Sohn immer. Daraufhin wurde die Szene noch einmal angesehen und die Mutter darauf aufmerksam gemacht, wie die Situation entstanden war. Die Versuche des Sohnes, sich Gehör zu verschaffen, hatte sie gar nicht bemerkt. Mit dieser Erkenntnis kann sie nun mit solchen Situationen ganz anders umgehen.

Initiativen von Kindern müssen bestätigt werden. Wenn Sie in einem Gespräch jemanden gegenüber haben, der Ihnen keine Empfangsbestätigung gibt, führt das früher oder später zum Abbruch des Gesprächs. Gerade Kinder brauchen das, dass die Eltern auf die Initiativen reagieren, Empfangsbestätigung geben und damit die Kinder stimulieren, mehr davon zu machen, aktiver, neugieriger und lebendiger zu werden, mehr Initiative zu zeigen.

Positive Verstärkung führt dazu, dass das verstärkte Verhalten häufiger auftritt. Das gilt für die Kinder. Das ist aber auch das Glaubenssystem für uns als Video-Home-Trainer in der Arbeit mit den Eltern. Da kann auf dem Film passieren, was will, ich gebe das zurück, was gelungen ist. Ich weiß aus meiner Arbeit als Video-Home-Trainer, dass es mich manchmal an meine Grenzen gebracht hat. Man muss manchmal schon sehr genau hingucken. Es geht mir hier nicht darum zu vermitteln, dass die Beziehung zwischen Kindern und Eltern nur aus den positiven Momenten besteht. Die Unterstützung der Entwicklung der Eltern und des Kontaktes zwischen Eltern und Kindern gelingt jedoch einfacher und schneller, wenn ich mich auf die positiven Momente beschränke. Die kritischen Dinge sehen die Eltern auch. Das kennt jeder von sich selbst, wenn man sich selbst im Videofilm sieht, schaut man sehr kritisch hin. Das muss niemand thematisieren, das merkt man selbst.

In fast allen Familien läuft zum Beispiel bei der ersten Aufnahme im Hintergrund der Fernseher. Meist läuft dort der Fernseher von morgens bis abends. Anfangs habe ich versucht, die Eltern zum Ausschalten zu bewegen. Die Antwort war meist, dass sie das so gewohnt wären und beibehalten wollten. Wenn ich die Rückschau zeige und sie im Hintergrund den Fernseher hören und dadurch Schwierigkeiten haben, sich selbst und die Kinder zu verstehen, dann merken sie plötzlich, was das für ein Geräuschpegel ist. Bei der zweiten oder dritten Aufnahme bleibt der Fernseher ausgeschaltet, ohne dass man etwas sagen muss. Es wird also auch aus den negativen Rückmeldungen gelernt.

Als Video-Home-Trainer arbeite ich mit positiver Verstärkung der gelungenen Momente, weil das effektiver ist. Einer meiner Kollegen sagte, die Energie und die Lust an Veränderungen kommen aus den positiven Rückmeldungen, nicht aus den kritischen.

1.2. Arbeitsweise

Im Vortrag wurde die Arbeitsweise an Bildern aus einem VHT-Prozess dargestellt. Zum besseren Verständnis ist hier zunächst der Fall kurz wiedergegeben, auch wenn er vom Ablauf – die ersten Aufnahmen finden außerhalb der Wohnung der Familie statt – und Dauer – in der Regel umfasst ein VHT-Prozess acht bis zehn Aufnahmen und Auswertungen – nicht ganz einem typischen Verlauf entspricht.

A. kam im Frühjahr 2000 mit ihrer damals 2-jährigen Tochter ins Frauenhaus. Das Kind besuchte unsere Vormittagsgruppe und fühlte sich recht schnell wohl. Nachdem A. in ihre eigene Wohnung gezogen war, machte sie deutlich, dass sie mit ihrer Tochter Schwierigkeiten habe. Das Kind befand sich in einer heftigen Trotzphase, die A. kaum händeln konnte. Die Mutter neigte schnell zum Jähzorn. Sie schrie ihr Kind häufig an, auch auf offener Straße. Während der täglichen Abholsituationen drohte die Situation zu eskalieren, da das Kind nie nach Hause wollte. A. hatte große Angst, dass ihr ihre Tochter völlig entgleiten würde und dass das Jugendamt auf sie aufmerksam werden könnte. Sie hielt sich mit ihrer Tochter viel in der Nichtsesshaften- und Drogenszene auf. Sie wünschte sich mit ihrer Tochter eine eher freundschaftliche Beziehung, eine entspannte und ruhige Umgangsform, ohne dass sie ihr Kind immerzu anschreien müsste. Ihr Ziel formulierte sie gegenüber einer Mitarbeiterin der Kindergruppe so: „*Zeig mir, wie das mit der Erziehung geht. Ich habe das doch nie gelernt. Ich bin ohne alles groß geworden.*“

Die Mitarbeiterin der Kindergruppe brachte ihr die Methode des VHT nahe. Sie war der Meinung, Bilder könnten dieser Mutter zeigen, wo ihre persönlichen Ressourcen liegen und wie sie diese aktivieren kann. Sie hatte immer zu hören bekommen, was sie alles nicht kann. Eines wurde sehr deutlich. A. wollte einen guten Kontakt zu ihrer Tochter.

Anfang November 2000 entstand die erste Aufnahme in einem Raum des Kinderzentrums, der für Einzelarbeit genutzt wird. A. konnte es sich noch nicht vorstellen, zu Hause gefilmt zu werden. A. und ihre Tochter M. benötigen zunächst noch strukturierte Rahmenbedingungen, um in einen guten Kontakt zu kommen: gemeinsame Bilderbuchbetrachtung, Puzzle-Spiel, Basteln. In der ersten Auswertung konnte der Mutter anhand einer Situation gezeigt werden, wie gut sie dem Handeln ihrer Tochter folgt, wie sie ihr durch Kopfnicken und Zugewandtsein Aufmerksamkeit schenkt. In den folgenden Auswertungen erkannte die Mutter, dass sie einen Einfluss auf ihre Tochter hat, sie entdeckte ihr Einfühlungsvermögen und wie gerne M. ihr folgte. A. begann das Lenken und Leiten ihrer Tochter zu übernehmen und erkannte ihre Fähigkeiten am Bildmaterial.

Dass die 5. Aufnahme im häuslichen Rahmen aufgenommen werden konnte, begründet sich darin, dass A. begann, die Aufnahmen mit ihrer Tochter zu genießen. Sie erkannte die Einzigartigkeit der Bilder. A. war darüber hinaus jetzt bereit, der VH-Trainerin

soweit zu vertrauen, dass sie ihre Wohnung betreten durfte, ohne dass A. sogleich das Gefühl hatte, sie würde ihre Wohnung als verwahrlost einordnen und das Jugendamt einschalten.

In den folgenden Aufnahmen wurde der Lebensgefährte von A. einbezogen. Mutter und Tochter luden ihn dazu ein. Auch die anschließenden Analysen nahmen sie als Paar wahr. Sie waren in der Lage zu erkennen, dass sie gemeinsam für eine gute Atmosphäre sorgen konnten und dass sie im guten Partneraustausch waren. M. fühlte sich wohl, wenn die „Eltern“ im guten Kontakt waren. Diese erkannten, dass sie im alltäglichen Familienleben eine Struktur herstellen und aufrecht erhalten konnten, die M. Sicherheit und Zufriedenheit gibt. Die Initiativen des Kindes wurden häufiger empfangen. Nach der 7. Aufnahme hatten beide Eltern gelernt, dass sie gut als kleine Familie miteinander spielen können. Erst jetzt wollten sie sich auf Alltagssituationen einlassen.

Ein häufiger Dialog: *“Du willst nie sehen was du kannst.“ „Stimmt. Das sehe ich auch nicht. Ich sehe nicht viel Gutes an mir.“* A. beherrschte es perfekt, ausweichende Antworten zu geben und auf weitere Alltagsprobleme umzuschwenken; auf alles, was nicht gut lief. Es bedurfte einer hohen Konzentration, ihren – zum Teil – konfusen Äußerungen folgen zu können.

Die folgenden Aufnahmen nutzte das Paar dafür, sich aufeinander abzustimmen. Sie sahen in der Bild-für-Bild-Analyse, wie zufrieden M. vor sich hin singen konnte oder sich einen längeren Zeitraum intensiv mit einer Sache beschäftigen konnte, wenn der Austausch zwischen den Erwachsenen im gelungenen Kontakt vonstatten geht. Das Kind muss nicht mehr für das Wohlbefinden der Mutter sorgen, kann mit seiner Aufmerksamkeit bei sich bleiben. A. und ihr Partner begannen, Gelerntes mit in den Alltag zu nehmen. Sie beschrieben diesen als entspannter und strukturierter. Nach der 13. Einheit wurde das Training beendet.

Im Video-Home-Training geht es darum, Eltern in ihrer Erziehungskompetenz zu stützen. Diese Methode ist vor etwa 20 Jahren in den Niederlanden entwickelt worden. Ein Strang, aus dem es entwickelt worden ist, ist der, den wir Basiskommunikation nennen. Aus der frühen Bindungsforschung und aus der Erforschung des vorsprachlichen Kontakts zwischen kleinen Kindern und ihren Beziehungspersonen ist von den Niederländern sehr pragmatisch abgeleitet worden, welche Elemente vorhanden sein müssen, damit Kommunikation gelingt.

Darauf aufbauend ist die Arbeitsweise Video-Home-Training entstanden. Dieser Arbeitsansatz geht davon aus, dass, wenn wir Eltern dabei helfen, eine gute Kommunikation zu ihren Kindern herzustellen – und erstaunlich viele haben dabei Defizite –, sie besser als vorher in der Lage sind, die Leitung, die Führung, die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen.

Das ist die Grundidee. Wir arbeiten immer mit der Basiskommunikation, wir arbeiten immer mit Videobildern. Videobilder haben den Vorteil, dass Eltern sich selbst sehen können. Es stellt eine Distanz her: Es ist etwas anderes, ob ich in der Situation stecke oder ob ich mich selber auf dem Fernseher sehe.

Es hat außerdem den Vorteil, dass die Eltern am eigenen Modell lernen können. Das ist nach meiner Erfahrung die effektivste Möglichkeit zu lernen. Sie lernen nicht, dass es irgendjemand kann, mit ihren Kindern oder mit ihrem Problem zurechtzukommen, sie lernen nicht, ein bestimmtes Problem löse ich mit den Schritten 1., 2., 3., sondern sie können sich selbst sehen und sich davon überzeugen, dass sie selbst es können. Sie selbst können mit einer Situation gut umgehen, sie selbst können zu ihren Kindern einen guten Kontakt herstellen und sie selbst können die Situation in der Familie strukturieren.

Die Arbeitsweise des Video-Home-Trainings kann man wie folgt zusammenfassen (**Abbildung 2**):

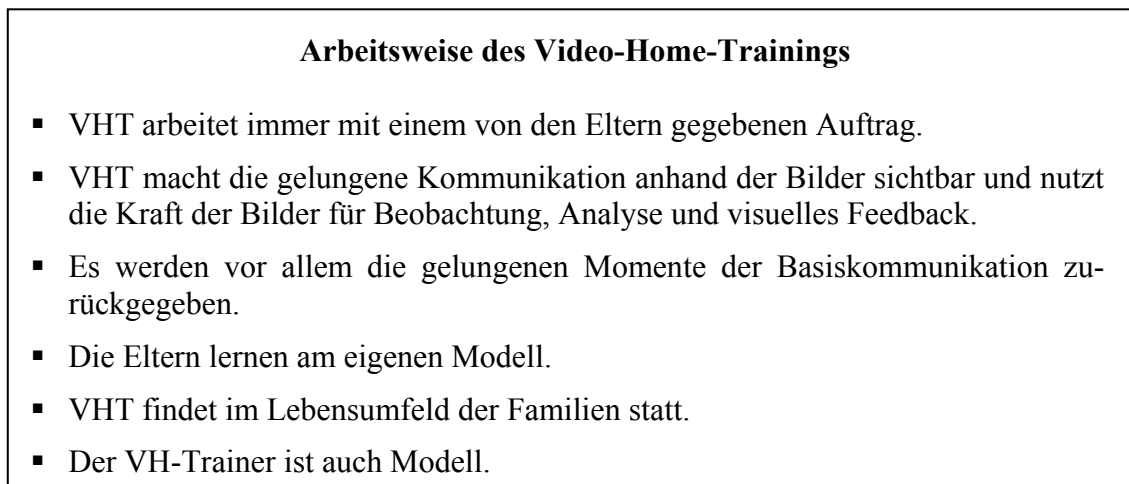


Abbildung 2

© Werner Barking

Wenn ich die **Eltern** ernst nehme, **sind** sie **meine Auftraggeber**. Sie müssen sagen, was sie mit meiner Hilfe, mit dem Video-Home-Training erreichen wollen. Es muss nach Möglichkeit – das kennen Sie aus dem lösungsorientierten Arbeiten – ein positiv formulierter Auftrag sein. „Mein Kind soll dies und jenes nicht mehr tun“ ist kein Auftrag, an dem man richtig arbeiten kann. Ein klarer formulierter Auftrag ist für uns beispielsweise: „Ich will etwas tun, damit mein Kind mehr auf mich hört und mit mir in Ruhe die Hausaufgaben anfertigt.“ Mit der Rolle der Eltern als Auftraggeber ist auch verbunden, dass sie den Moment im Video-Home-Training entscheiden, an dem sie erreicht haben, was sie erreichen wollten.

Video-Home-Training macht die gelungene Kommunikation anhand der Bilder sichtbar und nutzt die Kraft der Bilder. Als ich mit dieser Methode begann, war Video für mich ein relativ fremdes Medium und ich habe mir das anfangs nicht recht vorstellen können, wie es wirkt. Aber es war sehr eindrucksvoll zu erleben, wie wirkungsvoll es ist, wenn Eltern sich selbst und ihre Kompetenzen sehen können und am eigenen Modell lernen können.

Wir führen **Mikroanalysen von Kontakt und Kommunikation zwischen Eltern und Kindern** durch. Es geht uns bei den Videoaufnahmen nicht darum, die großen Konfliktsituationen aufzunehmen, sondern wir suchen gelungene Momente, um den Eltern zurückgeben zu können, was gelungen ist und wie sie das tun, dass es gelingt. Oft entde-

cken die Eltern dabei, dass sie mehr können, als sie sich selbst zugetraut hätten. Sie lernen außerdem effektiver, als wenn ihnen jemand sagt, wie sie es besser machen sollen. Sie finden ihren eigenen Weg, **sie lernen am eigenen Modell**.

Video-Home-Training findet in der Wohnung der Familie statt. Wir versuchen damit, den Familien ein Heimspiel zu ermöglichen. Sie können das, was sie lernen, üben, ausprobieren wollen, im eigenen Zuhause ausprobieren und haben so nicht das Problem, die Transferleistung erbringen zu müssen, damit das Gelernte auch zu Hause funktioniert. Es werden ganz banale Alltagssituationen aufgenommen.

Oft werden wir gefragt, ob die Familien zur Videoaufnahme nicht künstliche Situationen schufen und ob die eigentliche Wirklichkeit verborgen bliebe. Für die ersten Aufnahmen trifft das begrenzt zu. In Familien mit kleinen Kindern agieren die Kinder einfach drauf los und die Erwachsenen verhalten sich entsprechend. Es entsteht relativ schnell eine natürliche Situation. An anderen Stellen werden in den Familien durchaus künstliche Situationen geschaffen, das spielt aber nicht so eine große Rolle, denn die Eltern können nichts herstellen, wozu sie nicht wirklich das Potenzial haben. Wenn die Eltern sich vornehmen, für die Aufnahme eine bestimmte Situation herzustellen, dann können sie das auch an anderen Stellen wieder abrufen, wenn es ihnen für die Erziehung ihrer Kinder wichtig ist. Meist trauen sich die Eltern nach gelungenen Situationen und den Erfahrungen der ersten gemeinsamen Auswertungen, Videoaufnahmen von Alltagssituationen zuzulassen.

Die Aufnahmen sind maximal zehn Minuten lang. In der Regel machen wir in einer Familie fünf bis zehn Aufnahmen. Nach jeder Aufnahme bereiten wir eine **Rückschau** vor, in der wir den Eltern oder Elternteilen die gelungenen Momente zeigen. Diese Rückschau dauert etwa eine oder anderthalb Stunden. Der Inhalt der Rückschau muss so ausgewählt sein, dass die Eltern das auch verarbeiten können. Die Rückschau kann durchaus auch weniger Zeit in Anspruch nehmen. **Der Video-Home-Trainer dient dabei als Modell für die Eltern:** Er muss diese Rückschau strukturieren und erläutert noch einmal die Regeln: auf die gelungenen Sequenzen achten, genau beobachten, wodurch sie gelungen sind. Er muss außerdem für eine gute Atmosphäre sorgen, in der es Spaß macht zu arbeiten. Ich kann nicht direktiv und defizitorientiert in der Rückschau mit den Klienten umgehen und dann erwarten, dass sie lernen, wie man zu Hause ressourcenorientiert und in einer schönen Atmosphäre mit den Kindern umgeht.

Wenn wir nach zehn Aufnahmen und Rückschau nicht das erreicht haben, was wir mit den Eltern erreichen wollten, dann wurde etwas übersehen, oder der Auftrag nicht richtig gefasst. Mehr vom Gleichen bringt dann keinen Effekt mehr. In diesem Fall muss man gemeinsam noch einmal die Situation analysieren, die Ressourcen und die Lernpunkte benennen und mit den gemachten Erfahrungen einen anderen Weg des Herangehens suchen. Vom einfachen Verlängern rate ich dringend ab. Das wird nach meiner Erfahrung in der Jugendhilfe oft falsch gemacht, dass eine Maßnahme ständig verlängert wird, obwohl sich kein positives Ergebnis einstellt. Mehr Sinn macht es, nach neuen Ideen und Wegen zu suchen.

2. Bewertung durch Beteiligte

Die Kollegin Irene Goltsche vom Diakonischen Werk in Rosenheim hat im Zeitraum 2001 bis 2003 20 Familien, in denen ein Video-Home-Training abgeschlossen wurde, nach ihren Erfahrungen befragt.

2.1. Die Antworten der Eltern

(N=20)

Wie gut kommen Sie damit zurecht, gefilmt zu werden?				
sehr gut 7x / 35 %	gut 8x / 40 %	mittel/normal 4x / 20 %	weniger gut 1x / 5 %	schlecht --
Wie erleben Sie den Kontakt zur Video-Home-Trainerin?				
sehr gut 13x / 65 %	gut 6x / 30 %	mittel/normal 1x / 5 %	weniger gut --	schlecht --
Wie hat sich die Beziehung zu Ihren Kindern während des VHT bisher verändert?				
viel besser 4x / 20 %	besser 12x / 60 %	gleich gut 4x / 20 %	weniger gut --	schlechter --
Wie glauben Sie, wird sich der Kontakt zu Ihrem/n Kind/ern weiterhin entwickeln?				
sehr gut 2x / 10 %	gut 14x / 70 %	gleich 4x / 20 %	weniger gut --	schlechter --
Wie viel Neues lernen Sie als Mutter / Vater beim VHT?				
sehr viel 4x / 20 %	viel 12x / 60 %	mittel 4x / 20 %	wenig --	nichts --
Wie zufrieden sind Sie mit den Ergebnissen des VHT?				
voll zufrieden 8x / 20 %	zufrieden 12x / 60 %	mittelmäßig --	wenig --	unzufrieden --
Würden Sie VHT auch anderen Familien empfehlen?				
unbedingt ja 11x / 55 %	eher ja 9x / 45 %	vielleicht --	eher weniger --	nein --

Tabelle 1

© Werner Barking

Als ich selbst noch Zweifel hatte, ob man einer Familie mit dieser Methode helfen kann, waren die Familien weniger bereit, sich filmen zu lassen. Erst wenn man selbst sicher ist und überzeugend wirkt, haben Familien kein Problem damit, sich filmen zu lassen. Ein Zeichen dafür, dass die Kolleginnen des Video-Home-Trainings die Basis-Kommunikation beherrschen und sie es gut verstanden haben, mit den Familien in Kontakt zu treten, ist die Aussage, dass die meisten der Befragten den Kontakt zur VH-Trainerin als gut bis sehr gut bezeichneten.

Fast alle Eltern stellen fest, dass sich die Beziehung zu den Kindern verbessert hat und sie sehr optimistisch in Bezug auf eine weitere Verbesserung des Verhältnisses zu ihren Kindern sind. Die Zufriedenheit mit der Methode spiegelt sich auch in der hohen Bereitschaft wider, diese auch anderen zu empfehlen.

2.2. Die Antworten der Kinder/Jugendlichen

(n=12, da nur Kinder ab 10 Jahren befragt wurden):

Wie gut kommst du damit zurecht, gefilmt zu werden?				
sehr gut 5x / 42 %	gut 2x / 17 %	mittel/normal 3x / 25 %	weniger gut 2x / 17 %	schlecht --
Wie erlebst du den Kontakt zur Video-Home-Trainerin?				
sehr gut 6x / 50 %	gut 4x / 33 %	mittel/normal 2x / 17 %	weniger gut --	schlecht --
Wie hat sich die Beziehung zu deinen Eltern während des VHT bisher verändert?				
viel besser 1x / 8 %	besser 6x / 50 %	gleich gut 5x / 42 %	weniger gut --	schlechter --
Wie glaubst du, wird sich der Kontakt zu ihnen weiterhin entwickeln?				
sehr gut 3x / 25 %	gut 6x / 50 %	gleich 3x / 25 %	weniger gut --	schlechter --
Kannst du was Neues lernen beim VHT?				
sehr viel 1x / 20 %	viel 3x / 25 %	mittel 6x / 50 %	wenig 2x / 17 %	nichts --
Wie zufrieden bist du mit den Ergebnissen des VHT?				
voll zufrieden 1x / 8 %	zufrieden 6x / 50 %	mittelmäßig 4x / 33 %	wenig 1x / 8 %	unzufrieden --
Würdest du noch einmal beim VHT mitmachen?				
unbedingt ja 4x / 33 %	eher ja 5x / 42 %	vielleicht 1x / 8 %	eher weniger 2x / 17 %	nein --

Tabelle 2

© Werner Barking

Die Antworten der Kinder sind nicht ganz so positiv wie die der Eltern. Kinder sehen die Lernfähigkeit ihrer Eltern skeptischer als die Eltern selbst. Wir haben nur zwölf von 40-45 Kindern befragen können, weil wir nur die über 10-Jährigen befragt hatten.

3. Rückmeldungen zum Einsatz von VHT im Hilfeplanverfahren

Die Aufnahmen aus dem Video-Home-Training können auch genutzt werden, den Entwicklungsprozess der Familie im Hilfeplangespräch darzustellen. Das sieht ganz unterschiedlich aus. Manchmal machen die Eltern die Präsentation, sie zeigen, was sie kön-

nen und gelernt haben, und erläutern ihre Ideen, wie es weitergehen kann. In Absprache mit den Eltern kann diese Präsentation auch der Video-Home-Trainer durchführen und die Eltern fügen ihre Kommentare hinzu.

Der Kollege Klaus ter Horst vom Eylarduswerk in Bad Bentheim hat die Erfahrungen zusammengefasst und kommt zu folgenden Ergebnissen:

Die nachfolgende Auswertung beruht auf 17 Rückmeldungen von Jugendämtern und 14 Rückmeldungen von Eltern. Die Rückmeldungen kamen vor allem aus dem norddeutschen Raum, Berlin und Nordrhein-Westfalen.

3.1. Rückmeldungen der Eltern

Auf einer Zehnerskala, wobei 1 sehr hilfreich und 10 gar nicht hilfreich bedeutet, haben die Eltern mit einem Durchschnittswert von 1,43 geantwortet.

12 von 14 Befragten antworteten auf die Frage bezüglich der Stimmung nach dem Hilfeplangespräch (mit VHT/VIB), dass die Stimmung eher besser war als vor dem Hilfeplangespräch und sie sich im Gespräch nicht so unsicher gefühlt haben. Sie hatten etwas vorzuweisen, worauf sie stolz sein konnten, sowohl auf ihre Kinder als auch auf sich selbst.

3.2. Rückmeldungen der JugendamtsmitarbeiterInnen:

Auf einer Zehnerskala, wobei 1 sehr hilfreich und 10 gar nicht hilfreich bedeutet, haben die JugendamtsmitarbeiterInnen mit einem Durchschnittswert von 2,15 geantwortet.

Sie zogen das Fazit: Es gelingt anscheinend durch den Einsatz der Videotechnik ganz gut, die Eltern zu aktivieren, anstatt auf die Familien als Experten einzuwirken. Sie bekommen einen anderen Eindruck von den Familien. Es geht mehr um Ressourcen als um Defizite, als es sonst in anderen Hilfeplangesprächen oft der Fall ist. Die Beteiligten kommen anders in Kontakt miteinander.

Es scheint für beide Seiten eine Erleichterung zu sein, die Videobilder dabei zu haben. Für mich war ein Fall besonders eindrucksvoll, eine 17-jährige allein erziehende Mutter aus einer Mutter-Kind-Einrichtung war sehr stolz darauf, wie sie mit ihrem kleinen Sohn umging, und konnte nicht genug davon bekommen, die Videobilder zu zeigen. Sie wollte der Jugendamtsmitarbeiterin beweisen, dass sie sehr gut mit ihrem Säugling umgehen kann.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Weitere Informationen zum VHT erhalten Sie auf der Internetseite:

<http://www.spindeutschland.de>.

Selbstverantwortung und KJHG

MINISTERIALRAT PROF. DR. DR. H.C. REINHARD WIESNER
*Leiter des Referates Kinder- und Jugendhilferecht,
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin*

Bei diesem Thema kommt man sich ein bisschen wie ein Prediger vor, der beauftragt ist, aus der „Heiligen Schrift“ herauszulesen, wo dieses Thema vorkommt, und Position zu beziehen, was die „Heilige Schrift“, das KJHG, uns zu diesem Thema sagt. Das Stichwort „Selbstverantwortung“ kann man durchaus aus verschiedenen Perspektiven betrachten und man kann es auf verschiedenen Ebenen ansiedeln (**Abbildung 1**).

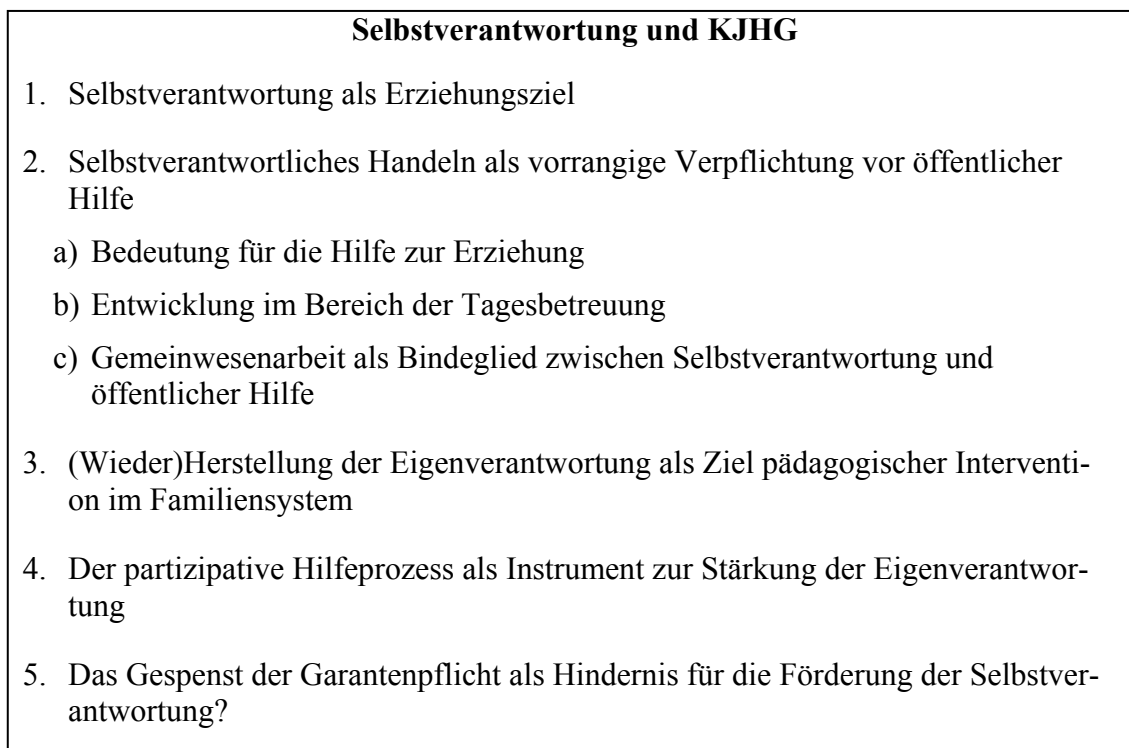


Abbildung 1

© Prof. Dr. Dr. h.c. R. Wiesner, BMFSFJ

1. Selbstverantwortung als Erziehungsziel

Wenn man das SGB VIII aufschlägt, stößt man zunächst auf den § 1. In diesem Paragraphen ist nicht die Rede von Selbstverantwortung, sondern von Eigenverantwortung. Ich denke jedoch, dass das mehr oder weniger synonym ist, was unter Eigenverantwortung und was unter Selbstverantwortung gemeint ist.

Der § 1 sagt, dass jeder junge Mensch ein Recht auf Entwicklung und Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit habe. Kinder kommen nicht eigen- oder selbstverantwortlich und nicht gemeinschaftsfähig zur Welt, sondern sie müssen sich dahin entwickeln und auf diesem Weg dorthin gefördert werden. Dies ist einmal Aufgabe der Eltern im Rahmen ihrer elterlichen Sorge, das ist Auf-

gabe der Schule als Erziehungsträger und es ist Aufgabe der Jugendhilfe bzw. der Fachkräfte der Jugendhilfe in den einzelnen Einrichtungen und Diensten.

Ich als Jurist muss ein bisschen zurückhaltend sein, wenn ich mich dazu einlasse, was Erziehung eigentlich ist und wie sie abläuft. Ich hatte einmal Kinder als Objekte der Erziehung bezeichnet, das hängt mir bis heute noch nach. Kinder und Jugendliche sind Interaktionspartner in diesem Feld. Ich will mich nicht näher in die psychologische und pädagogische Debatte darüber einlassen, zu welchen Anteilen Bildung und Erziehung auf die Einflussnahme von Erziehenden zurückgeht oder auf die Bereitschaft von jungen Menschen, sich erziehen zu lassen, ihr Verhalten zu ändern oder gar sich selbst zu erziehen oder zu bilden. In jedem Fall bedarf es, ohne dass wir die Anteile näher gewichten wollen, gewisser Rahmenbedingungen, bestimmter Anregungen von außen, damit Erziehung und Bildung stattfinden kann. Ein Kind wird nicht in der Lage sein, sich aus sich heraus einfach selber zu erziehen und zu bilden.

Das bedeutet aber auch für die Kinder- und Jugendhilfe, dass Kinder und Jugendliche ernst zu nehmen sind und dass sie alters- und entwicklungsgemäß zu beteiligen sind, wie es im SGB VIII, im § 9 steht. Das klingt recht banal. Was das in der Praxis bedeutet, sehen Sie in Ihrer täglichen Arbeit. Erzieherische Prozesse sind schrittweise auf dieses Ziel hin auszurichten, denn Selbstverantwortung, selbstverantwortliches und selbstständiges Handeln sind keine Naturereignisse, die sich in der Nacht vor dem 18. Geburtstag von sich aus einstellen, sondern es ist ein Prozess, der von Geburt an vollzogen werden muss und der über das 18. Lebensjahr hinaus andauert.

Insofern wäre es fatal, aus dem § 41, Absatz 3, in dem unter anderem von Verselbstständigung die Rede ist, herauszulesen, dass diese Verselbstständigung erst mit dem 18. Lebensjahr beginne. Es gab Heime, die Kinder und Jugendliche bis zur Volljährigkeit rundum versorgten, so dass sie mit 18 Jahren noch nicht wussten, wie man ein Essen zubereitet, wie man mit Geld umgeht, wie man ein Konto eröffnet usw. Ich denke, das ist heute Gott sei Dank Karikatur, aber das war durchaus einmal ein erklärtes Ziel und dann waren Jugendliche mit 18 Jahren nicht in der Lage, ein selbstständiges Leben zu führen. Erziehung zur Selbstverantwortung ist ein interaktiver Prozess, an dem Eltern, Lehrer, Fachkräfte in der Jugendhilfe einen wesentlichen, einen verantwortlichen Anteil haben.

2. Selbstverantwortliches Handeln als vorrangige Verpflichtung vor öffentlicher Hilfe

Das ist eine grundsätzliche Weichenstellung. Zur Erläuterung gehe ich kurz auf das Bundessozialhilfegesetz (BSHG) ein, das, wie Sie wissen, bald durch das SGB XII abgelöst wird. Dort heißt es im § 2: *„Sozialhilfe erhält nicht, wer sich selbst helfen kann oder wer die erforderliche Hilfe von anderen, besonders von Angehörigen oder Trägern anderer Sozialleistungen erhält.“*

Diese Vorschrift steht nicht so identisch, aber ähnlich im § 10 SGB VIII. Diese Ähnlichkeit ist nicht zufällig, weil Jugendhilfe und Sozialhilfe rechtlich Sachgebiete der öffentlichen Fürsorge sind. Dieses eigentlich alte Thema „Eigenverantwortung – öffentliche Hilfe“ hat in den letzten Monaten wieder Aktualität erlangt. Denken Sie an die Debatte um den aktivierenden Sozialstaat oder konkreter an die Diskussion um die Hilfe

des Sozialamts für Millionäre, um die Frage, inwieweit es politisch verantwortlich ist, dass Leistungen aus öffentlichen Mitteln Personen erbracht werden, denen es finanziell besser geht. Der § 35 a ist zum Thema von Magazinsendungen im Fernsehen und offensichtlich auch zum Thema von Stammtischen geworden.

Man muss hier sehr aufpassen, dass diese Diskussion in der Jugendhilfe nicht in eine Schieflage gerät. Was bedeutet es denn, in der Jugendhilfe mehr Selbsthilfe und mehr Eigenverantwortung zu fordern? Da liegt ein entscheidender Unterschied zur Sozialhilfe. Selbsthilfe und Selbstverantwortung kann man nur vom Erwachsenen verlangen. Das Kind, der Jugendliche wird erst zur Selbstverantwortung hingeführt. Die Erziehungshilfe dient in erster Linie dem Kind oder dem Jugendlichen, auch wenn sich der Anspruch an die Erziehungsberechtigten richtet. Das macht den Unterschied zu den Leistungen in der Sozialhilfe aus, wo derjenige, um dessen Verantwortung es geht, auch der ist, dem die Hilfe erbracht wird. Wir wissen auch, dass die Motivation, sich selber zu helfen, viel größer ist, wenn mich eine Leistung persönlich betrifft, als wenn diese Leistung einen anderen betrifft und sei es das eigene Kind. Es gibt leider viele Eltern, denen ihre Kinder nicht so am Herzen liegen, dass sie von vornherein jeden Weg der Selbsthilfe begehen würden. Abgesehen davon sind viele momentan nicht in der Lage, diese Selbstverantwortung aufzubringen, um sich selber zu helfen.

Deshalb warne ich davor, dieses Thema so in die Jugendhilfe zu übernehmen, weil diese Forderung nach mehr Selbstverantwortung, die letztlich nur eine Begleitmelodie für die Forderung nach dem Abbau von Sozialleistungen ist, in erster Linie die Kinder und Jugendlichen als Opfer trifft. Das kann nicht im Sinne der Kinder- und Jugendhilfe sein.

a) Hilfen zur Erziehung

Bei der Hilfe zur Erziehung gibt es in der Tat den Nachrang im § 10, aber wir müssen uns davor hüten, Eltern in der Annahme zu überfordern, dass alle Eltern stets in der Lage zur Selbsthilfe sind. Auch die Eltern, denen es finanziell besser geht, sind ja nicht automatisch bessere Erzieher. Sie bedienen sich vielleicht anderer Möglichkeiten als der über das Jugendamt. Ich kann nicht Kinder von Millionären damit bestrafen, dass ich ihnen die Leistungen der Jugendhilfe verweigere, weil es den Eltern gut geht. Es ist eine andere Frage, wie weit ich deren Eltern vielleicht zu den Kosten heranziehe. Dabei gibt es im Übrigen Grenzen. Aber wenn es einen erzieherischen Bedarf gibt, müssen diese Kinder und Jugendlichen die Leistungen erhalten.

b) Tagesbetreuung

In einzelnen Teilgebieten der Jugendhilfe ist das Rangverhältnis zwischen Selbstverantwortung und öffentlicher Leistung schon etwas ins Wanken gekommen. Ich meine speziell den Bereich der Förderung von Kindern in Tageseinrichtungen und in Tagespflege.

Für das Kindergartenalter ist es längst anerkannt und das Gesetz sieht es auch vor, dass für jedes Kind ab dem dritten Lebensjahr ein Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz besteht. Das bedeutet, Eltern müssen nicht erst nachweisen, dass sie erzieherisch inkompetent sind, nicht in der Lage sind, ihr Kind adäquat zu fördern. Heute ist allgemein anerkannt, dass das, was der Kindergarten leistet, in der Familie, wie sie heute ist,

generell und nicht nur individuell nicht mehr erbracht werden kann. Man mag soweit gehen, von einem eigenständigen Erziehungs- und Bildungsauftrag zu reden. Hier spricht niemand mehr vom Vor- oder Nachrang.

Tendenziell haben wir das noch bei der Betreuung von Kindern unter drei Jahren. Beim Kindergarten war es anno domini auch einmal so gewesen, dass der Kindergarten eine Verwahr- oder Bewahranstalt war, dass Kinder dort vor irgendwelchen Gefährdungen für ihr Wohl bewahrt werden sollten und dass nur in bestimmten Notlagen Kindergarten-erziehung angezeigt war. Aber das war vor vielen Jahrzehnten so. Im Bereich der Tagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren ist das noch heute stärker verankert, dass wir immer noch von einem Rangverhältnis zwischen der Förderung in der Familie und der öffentlich finanzierten Betreuung reden. Aber auch das Bundesverfassungsgericht hat es inzwischen der Entscheidung der Eltern überlassen, ob sie ein Kind in dieser Altersgruppe selber betreuen oder ob sie das Dritten überlassen, ohne dass sich allerdings aus dem Grundgesetz ein Anspruch jedes Kindes auf Tagesbetreuung in einer Einrichtung oder Tagespflege ergeben würde. Wir sehen, dass in diesem Bereich das starre Prinzip von Vor- und Nachrang längst durchbrochen ist und im Bereich des Kindergartens niemand mehr davon spricht, weil sich die gesellschaftlichen Verhältnisse, auch die Bildungsdiskussion, geändert haben.

c) Gemeinwesenarbeit als Bindeglied zwischen Selbstverantwortung und öffentlicher Jugendhilfe

Das Thema Gemeinwesenarbeit kehrt seit den letzten Jahren unter dem neuen Begriff „Sozialraumorientierung“ wieder und löst die starre Trennung zwischen Eigenverantwortung und öffentlicher Hilfe etwas auf. Gemeinwesenarbeit liegt für mich dazwischen. Sie versucht einerseits, möglichst ohne Inanspruchnahme von Hilfen zur Erziehung auszukommen und die Potenziale im sozialen Umfeld zu stärken. Sie bedarf aber auf der anderen Seite des öffentlichen Anstoßes und ist insofern doch öffentliche Hilfe, weil sie in der Regel öffentlich finanziert werden muss. Daher verbindet die Gemeinwesenarbeit, die heute als Sozialraumorientierung bezeichnet wird, die Eigenverantwortung mit der öffentlichen Mitverantwortung und der öffentlichen Hilfe und versucht letztlich, kostenintensive, öffentliche Hilfe nach Möglichkeit zu vermeiden.

3. (Wieder)Herstellung der Eigenverantwortung als Ziel pädagogischer Intervention im Familiensystem

Wir haben es in der Kinder- und Jugendhilfe in der Regel mit einem System zu tun. So desolat die Familie bzw. die Restfamilie auch immer ist, es gibt ein Kind oder mehrere Kinder, Vater, Mutter, die zusammen oder getrennt leben, die aber in irgendeiner Weise miteinander verwickelt sind und die von Geburt an Beziehungen miteinander haben. Die muss ich zur Kenntnis nehmen und muss versuchen, diese Beziehungen wieder in Ordnung zu bringen.

Das ist wieder der Unterschied zur Sozialhilfe, bei der es im Wesentlichen um eine individuelle Hilfe für einen Hilfeempfänger geht, während ich es in der Kinder- und Jugendhilfe in der Regel immer mit einem System zu tun habe, das ich versuche wieder-

herzustellen oder versuche, dass die Personen in diesem System wieder verträglich miteinander umgehen können.

Zu dem Ziel der (Wieder)Herstellung der Eigenverantwortung heißt es im BSHG, im § 1, Absatz 2: *„Die Hilfe soll ihn (den Leistungsberechtigten, den Hilfeempfänger) soweit wie möglich befähigen, unabhängig von ihr zu leben. Und hier muss er nach Kräften mitwirken.“*

Das klingt ganz modern, steht aber nun schon seit über 40 Jahren im BSHG. Wir bezeichnen dies heute mit den Schlagworten „Fördern und Fordern“. Die Frage ist natürlich, was man als Anforderung bei der Mitwirkung stellt, was zu erwarten ist und was nicht adäquat, schlichtweg utopisch ist.

Das heißt also, die Hilfe zur Selbsthilfe soll – in der Sozialhilfe – den Hilfesuchenden bei der Realisierung seines Selbsthilfepotenzials unterstützen. Das gilt in übertragener Weise auch für die Kinder- und Jugendhilfe. Hier ist der Hilfeansatz jedoch komplexer, weil die Hilfe, wie sie auch immer im Einzelfall aussieht, wenn immer möglich nicht an der Einzelperson, sondern an dem System Familie oder an dem Eltern-Kind-Verhältnis oder am Verhältnis Elternteil-Kind, ansetzt und darauf gerichtet ist. Daher ist das erste und vorrangige Hilfeziel immer der Versuch, die Erziehungskompetenz der Eltern zu verbessern. Damit sehe ich mich darin bestätigt, dass man den § 37 an die Personensorgeberechtigten adressiert und nicht an das Kind oder den Jugendlichen, weil es in erster Linie darum geht, die Erziehungskompetenz der Eltern zu stärken.

Ein Prototyp dieses Ansatzes ist die **Sozialpädagogische Familienhilfe** als Hilfe an das System, um zu bewirken, dass dieses System möglichst bald wieder in der Lage ist, sich selber zu helfen oder mit weniger Hilfe auszukommen. Bei aller Euphorie für den Elternansatz ist jedoch auch mir klar, die Ressourcen können auch so schwach sein, dass Kinder und Jugendliche – jedenfalls auf Zeit – fremd platziert werden müssen. Auch in diesem Fall bedeutet das nicht, dass nur das Kind oder der Jugendliche erzieherisch unterstützt wird, jedenfalls nicht aus der Sicht des SGB VIII. Es bedeutet, dass gleichzeitig und integrativ mit den Eltern gearbeitet wird. Dabei haben wir zwei Konstellationen. Bei der einen ist es möglich, auf Grund der Ressourcen, der Fähigkeiten und der Bereitschaft der Eltern, hier mitzuwirken, die Rückführung des Kindes zu planen. Es gibt jedoch auch die Konstellation, wo Krankheit und andere Bedingungen dazu führen, dass deshalb Elternarbeit zwar nicht überflüssig wird, aber einen anderen Auftrag hat. Sie muss für das Kind auf Dauer einen neuen Lebensort finden. Die Eltern müssen davon überzeugt werden, dass sie ihrer Verantwortung im Sinne des Kindeswohls besser gerecht werden, wenn sie sich damit abfinden, dass das Kind – wahrscheinlich auf Dauer – einen anderen Lebensort hat. Das ist nicht einfach.

Die Arbeit mit den Eltern bleibt in all diesen Varianten ein entscheidender Baustein der Hilfe, auch wenn die Inhalte und Ziele der Elternarbeit unterschiedlich sein können. Natürlich mag es besonders für ältere Jugendliche ambulante Formen geben, wo die Ablösung dieses Jugendlichen aus seiner familialen Verstrickung im Vordergrund steht. Aber auch da geht es immer wieder um das Verhältnis dieses Jugendlichen zu seinem sozialen Umfeld, zu seinen Eltern und anderen nahen Bezugspersonen.

4. Der partizipative Hilfeprozess als Instrument zur Stärkung der Eigenverantwortung

Welche Instrumente sieht das SGB VIII vor, wenn das Ziel der Hilfe ist, die Eigenverantwortung herzustellen, wo sie tatsächlich noch nie vorhanden war, oder sie wieder herzustellen?

Gerade der partizipative Hilfeprozess, wie er sich im Hilfeplanverfahren abbildet, ist ein ganz entscheidendes Instrument, um den Eltern dabei zu helfen, die Eigenverantwortung wieder zu gewinnen. Personenbezogene Dienstleistungen sind eine Art der Koproduktion. Kinder, Jugendliche und Eltern sind nicht, wie im BSHG formuliert, bloße Hilfeempfänger, die passivisch etwas in Empfang nehmen, sondern müssen selber an der Planung, an der Gestaltung, an der Erreichung des Hilfeerfolgs aktiv mitwirken, weil die Fachkraft, so kompetent und erfahren sie auch sein mag, das allein nicht bewirken kann. Daher ist der interaktive Prozess der Schlüssel und die Geschäftsgrundlage dafür, wenn man das Ziel, Selbstverantwortung wieder zu erlangen, überhaupt erreichen will. Dabei geht es bekanntermaßen nicht darum, einen Hilfeplan in ein Formular zu schreiben und unterschreiben zu lassen. Es geht vielmehr darum, ganz individuell Hilfeziele im Hinblick auf die vorhandenen Ressourcen und Möglichkeiten zu vereinbaren, Aufträge zu verteilen, konkrete Ziele zu setzen. Konkrete Ziele kann man nach einem Zeitablauf überprüfen und nach den Gründen für das Erreichen oder Nichterreichen suchen. Aufgrund von veränderten Annahmen muss der Hilfeplan dann eventuell weiterentwickelt oder umgeschrieben werden.

Kinder, Jugendliche und Eltern müssen zwangsläufig, wenn der Hilfeprozess erfolgreich sein soll, einen aktiven Part in diesem Hilfeprozess haben. Sie dürfen nicht nur das Formular unterschreiben, sondern es müssen Aufträge an die einzelnen Personen erteilt werden, jedoch immer nur nach realistischen Möglichkeiten, damit es gelingen kann, ihnen Eigenverantwortung zu übertragen.

5. Das Gespenst der Garantenpflicht als Hindernis für die Förderung der Selbstverantwortung?

Wenn ich hier vom „Gespenst“ spreche, wissen Sie, was gemeint ist. Wir haben in den letzten Jahren eine vertiefte Diskussion, ausgelöst durch verschiedene Entscheidungen, verschiedene Urteile gegen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Zusammenhang mit dem Tod, schwerer körperlicher Verletzung, Misshandlung von Kindern und Jugendlichen. In diesem Zusammenhang wird eine heftige Debatte über die Möglichkeiten, strafrechtliche Risiken zu mindern, und auch über die Frage, welche fachlichen Standards eingehalten werden sollten, um diese Risiken zu mindern, geführt.

Wenn man manchen Beitrag eines Strafrechtlers liest, hat man den Eindruck, dass hier Forderungen an die Jugendhilfe gestellt werden, die sie so praktisch und rechtlich gar nicht erfüllen kann, dass eine Art unbegrenzter Haftung der Jugendhilfe eingefordert wird, als ob Fachkräfte Familien Tag und Nacht unter Kontrolle halten könnten.

Die Gefahr aus dieser Diskussion besteht darin, dass sich so etwas wie eine Absicherungsmentalität entwickelt. Man versucht, in jedem Fall möglichst früh das Familienge-

richt einzuschalten, um ein Teil des Risikos auf den Richter abzuwälzen, und lässt Risiken und Selbstverantwortung möglicherweise nicht mehr zu.

Zunächst sei festgestellt, es gibt in allen Berufen berufstypische Risiken, bei der Polizei, der Feuerwehr, bei den Ärzten und natürlich auch bei der Sozialarbeit; Risiken, die immer nur begrenzt werden können, die man aber nicht ganz ausschließen kann. *Thomas Mörsberger* hat die Dokumentation des Verfahrens in Osnabrück mit den Worten „Helfen mit Risiko“ überschrieben¹.

Dieses Risiko wird es immer geben und dessen muss man sich auch bewusst sein. Ich denke aber, es gibt sinnvolle und produktive Wege, diese Risiken zu begrenzen. Dazu gehört nicht, Kinder, Jugendliche und Eltern wieder als Objekte staatlichen Handelns zu betrachten und zu einer obrigkeitlichen Bevormundung zurückzukehren. Dieser Weg sollte überwunden sein. Dazu gehören Reflexion, Kommunikation, Dokumentation und ein fachgerechtes Hilfeplanverfahren.

Selbst derjenige Strafrechtler, der sich am stärksten einmischt, der Ihnen wahrscheinlich bekannte Prof. *Bringewat* aus Lüneburg, schreibt in einer Expertise für das Deutsche Jugendinstitut zum Modellprojekt „Kindeswohlgefährdung und allgemeiner Sozialdienst“: *„Schließlich und endlich steht im Anwendungsbereich der nach den §§ 27 ff. zu gewährenden Hilfen zur Erziehung mit dem Hilfeplanverfahren, einschließlich der Erstellung und Fortschreibung von Hilfeplänen ein Instrument zur Verfügung, das eine kinder- und jugendhilferechtlich adäquate Beherrschung strafrechtlicher Risiken erlaubt. Das Hilfeplanverfahren verbindet ganz im Sinne der aus der strafrechtlichen Fahrlässigkeitshaftung resultierenden Sorgfaltsverpflichtung eine qualifizierte Dokumentation der Fallbearbeitung mit der Möglichkeit, sorgfaltsgerechte Auswahl- und Entscheidungskriterien für die Hilfe zu erarbeiten. Die gesetzlich vorgesehene Fortschreibung der Hilfeplanung gewährleistet bei fachlich korrekter Durchführung zudem eine fortlaufende Rückmeldung über die Entwicklung der die zu betreuenden Kinder und Jugendlichen betreffenden Gefährdungssituationen. Die Einschätzung der Gefährdungslage kann so in Zeitabständen überprüft werden, die selbst wiederum von der Art der Gefährdung des Kindeswohls abhängig sein können und bestimmt werden. Auf diese Weise sind kurzfristige Abänderungen von Hilfeart und Hilfeumfang möglich. Die prozessuale Struktur der Hilfeplanung kommt somit dem entgegen, was aus strafrechtlicher Sicht an einzelfallabhängiger Sorgfaltsanforderung verlangt ist. Immer ist aber auch insoweit Voraussetzung, dass dem die strafrechtliche Risikolage bestimmenden Fahrlässigkeitskriterium, der Gefahrenabwehr hinreichend Rechnung getragen wird. Zwar muss es sich bei der im Einzelfall zu leistenden Hilfe nicht um das Optimum des fachlich Möglichen, sondern ‚lediglich‘ um eine angemessene, fachlich vertretbare und fachlich nachvollziehbare (Dokumentation!) Hilfe handeln.“*²

¹ Mörsberger, Thomas; Restemeier, Jürgen (Hrsg.): Helfen mit Risiko. Zur Pflichtenstellung des Jugendamtes bei Kindesvernachlässigung. Dokumentation eines Strafverfahrens gegen eine Sozialarbeiterin in Osnabrück., Neuwed: Luchterhand (1997); 220 S.; ISBN 3-472-02767-3

² Bringewat, Peter: Strafrechtliche Risiken beruflichen Handelns von ASD-MitarbeiterInnen, Haftungsverteilung zwischen öffentlicher und freier Kinder- und Jugendhilfe sowie Formen und Inhalte der Dokumentation unter strafrechtlichen Aspekten. Eine Expertise im Auftrag des Projektes „Kindeswohlgefährdung und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD)“. München: 2002 DJI - Materialien

Das KJHG fordert die Respektierung und Förderung der Eigenverantwortung, um Kinder und Jugendliche adäquat zu fördern, aber auch, um sie adäquat zu schützen. Wo die Respektierung der Eigenverantwortung nicht ausreichend möglich ist, wo nicht einmal Schritte zur Übernahme von Eigenverantwortung ausgehandelt werden können, ist es durchaus für die Fachkräfte notwendig, für eine bestimmte Zeit die Verantwortung zu tragen, jedoch immer mit dem erklärten Ziel, Eigenverantwortung der Familien zu üben und zu fördern und konkrete Schritte zur Wiedererlangung oder zur Erlangung der Eigenverantwortung zu vereinbaren. Wenn das Gefährdungsrisiko auch durch Vereinbarungen zu hoch bleibt – diese Fälle wird es natürlich geben –, muss auch künftig der Weg zu einer gerichtlichen Entscheidung gegangen werden. Selbst in diesen Fällen des Sorgerechtsentzugs durch den Richter ist immer wieder zu prüfen, welche Möglichkeiten der Wiederherstellung und der Wiedererlangung von Eigenverantwortung für die Eltern gegeben sind.

Lernen vom Modell: Vorstellung von neuen Arbeitsansätzen

Communities that Care

HARRIE B. JONKMAN

*Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Nederlands Instituut voor Zorg en Welzijn (NIZW),
Utrecht (Niederlande)*

1. Hintergrund der Entwicklung von Communities that Care (CtC)

Mein Name ist Harrie Jonkman, ich arbeite beim Zentrum Jugend vom NIZW. Das ist ein Institut wie hier in Deutschland das Deutsche Jugendinstitut. Ich werde Ihnen von einem Projekt erzählen, das wir seit 2000 in Holland durchführen. Dieses Projekt heißt „Communities that Care“. Wir haben keine gute holländische Übersetzung dafür finden können und sind daher bei diesem Namen geblieben.

In den neunziger Jahren wurde viel über die Jugendgewalt und -kriminalität in Holland gesprochen. Ich denke, das ist in Deutschland ebenso, dass die Kriminalität härter geworden ist, dass immer jüngere Kinder und Jugendliche kriminell werden und dass die Gruppe von Minoritäten dabei überdurchschnittlich vertreten ist.

Zugleich gab es neue Einsichten in der Kriminologie und Soziologie, die neue Perspektiven für das Herangehen an das Problem der Kriminalität schufen. Diese neuen Einsichten sagen uns, dass die Ursachen für die Entstehung der Kriminalität bereits in der frühen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zu suchen sind. Das ist zum Beispiel die Theorie von *Hirschi* und von *Loeber*.

Außerdem sind neue Einsichten für die Praxis entstanden. Es gab einige Programme im Ausland, die bei guter Durchführung über den Abschlusstermin hinaus wirkten. So gab es zum Beispiel in Amerika ein Programm mit Namen „Perry Freeschool Project“. Das ist ein Schulprogramm, das im Alter von zwei bis sechs Jahren, also noch vor der Schule, einsetzt und in der Schule fortgeführt wird. Die Resultate zeigten sich jedoch noch lange nach der Schulzeit. Man konnte nachweisen, dass die soziale Entwicklung der Jugendlichen, die das Programm durchlaufen haben, besser verläuft.

Das war der Hintergrund für die neue Kriminalitätsforschung und die sozialwissenschaftliche Entwicklung in Holland in den neunziger Jahren. Das Justizministerium und das Ministerium für Volksgesundheit, Wohlbefinden und Sport (VWS) waren daran interessiert, so ein Projekt nach Holland zu holen, einige Jahre unter unseren Bedingungen zu testen und die Resultate zu dokumentieren. Unser Institut (Zentrum Jugend vom NIZW) hat das in den letzten Jahren in vier Städten ausprobiert.

2. Was ist CtC?

CTC ist ein Programm, das auf das Risikoverhalten von Kindern und Jugendlichen gerichtet ist. Wenn wir von Risikoverhalten sprechen, meinen wir

- Gewalt,
- Kriminalität,
- Alkohol- und Drogenkonsum,
- Schulverweigerung,
- Schwangerschaft von Minderjährigen.

Communities that Care ist eine Präventionsstrategie für eine Stadt, Stadtteile oder eine Region, die die gesunde Entwicklung junger Menschen fördern und Risikoverhalten abbauen soll. Das ist das Ziel des Programms.

2.1. Community (Gemeinschaft)

Was ist nun mit Community (Gemeinschaft) gemeint? Einige sprechen von einer Gemeinschaft als Platz, Gebiet oder Territorium, andere verstehen darunter geteilte Ideale und Erwartungen, wieder andere ein Geflecht von sozialen Verbindungen oder ein Netzwerk.

In *CtC* versuchen wir all diese Dinge mit hineinzubringen. Ich denke, sie alle haben mit Gemeinschaft zu tun. Meines Erachtens wird die Gemeinschaft in Zukunft wichtiger werden, denn die Welt wird allgemein globalisiert und auch individualisiert und die Gemeinschaft muss als Ausgleich dazu wirken.

2.2. Prävention

In Holland gibt es eine lange Diskussion zwischen den Befürwortern von Repressionen und denen von Prävention, das ist sicher in Deutschland ähnlich. Die Gruppe der Verfechter von Repressionen, einer härteren Bestrafung von Problemverhalten Jugendlicher, wird seit den letzten fünf Jahren stärker. Eine andere Gruppe vertritt die Ansicht, nur Repression wäre nicht wirkungsvoll, man müsse nach Wegen der Prävention suchen. Diese Suche nach Prävention ist noch nicht weit genug gekommen, um endgültige Antworten geben zu können.

Zur Prävention gibt es verschiedene Formen:

- Indizierte Prävention,
- Gerichtete/selektive Prävention,
- Universelle Prävention.

Die indizierte Prävention setzt ein, wenn sich erste Anzeichen von Problem-/ Risikoverhalten zeigen. Die gerichtete bzw. Selektivprävention wird bei Risikogruppen angewandt, bei denen man weiß, dass es Probleme geben kann und man für diese Jugendli-

chen tätig werden muss. Die universelle Prävention ist ein Programm für alle Kinder und Jugendlichen in der Gemeinschaft.

CtC ist ein Programm mit einer universellen Idee, das man in spezifischen Stadtteilen für alle dort lebenden Kinder und Jugendlichen einsetzt (**Abbildung 1**).

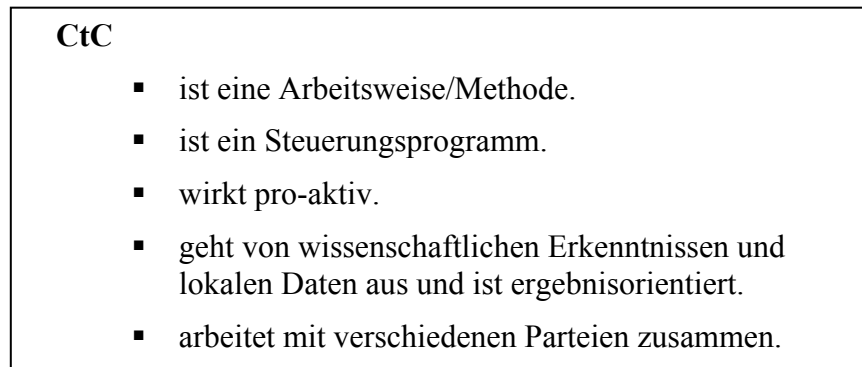


Abbildung 1

© H. Jonkman

CtC ist auch ein Steuerungsprogramm, das man mit einem Computerprogramm vergleichen kann, das die Aktivitäten in einem Stadtteil steuert und koordiniert. *CtC* ist eine Prävention, die aktivierend wirkt. *CtC* arbeitet mit wissenschaftlich fundierten Analysen und hat zum Ziel, die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen zu verbessern. Wir arbeiten mit den verschiedenen Parteien im Stadtteil oder in der Stadt zusammen.

3. Arbeitsweise des CtC

Das Modell von *CtC* (**Abbildung 2**) sieht zunächst die Untersuchung der Situation in der Stadt oder in dem Stadtteil vor. Das sind die grundlegenden Faktoren. Mehrere lokale Programme werden auf die Jugend in dieser Region ausgerichtet. Wir entwickeln effektive Programme, von denen wir wissen, dass sie gute Resultate bringen. Wir probieren, die Erkenntnisse über die Probleme und die darauf gerichteten Programme in die Stadt einzubringen, um zu neuen Ansätzen zu kommen und zu untersuchen, ob sich die Situation im Laufe der Zeit verbessert.

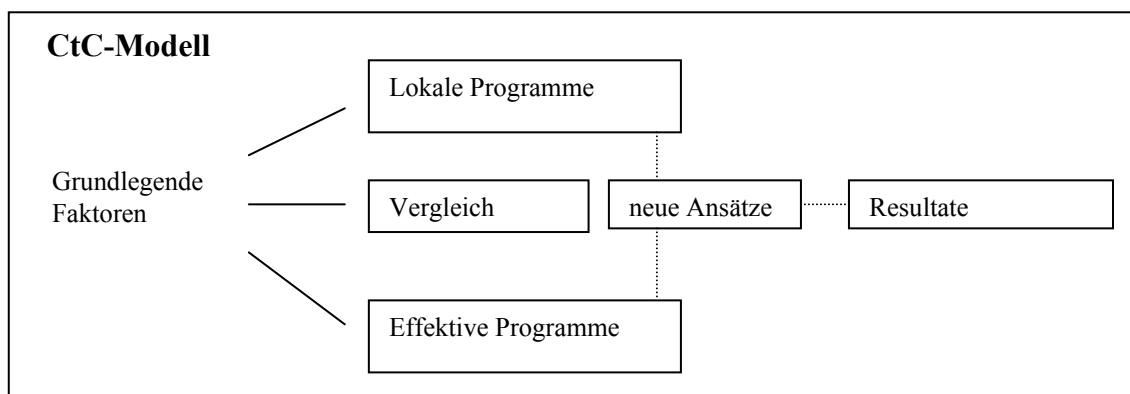


Abbildung 2

© H. Jonkman

3.1. Theorie des CtC

Wir gehen davon aus, dass soziale Entwicklung und Risikoverhalten miteinander zusammenhängen (**Abbildung 3**). Das eine kann man nicht losgelöst vom anderen sehen. Beides vollzieht sich in den verschiedenen Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen, in der Familie, in der Schule, im Freundeskreis und in der Stadt, im Stadtteil oder in der Gemeinde.

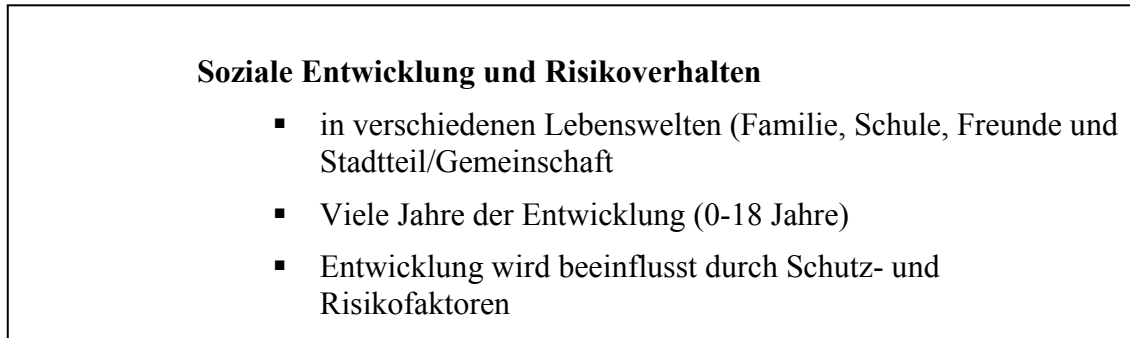


Abbildung 3

© H. Jonkman

Das Risikoverhalten entwickelt sich über mehrere Jahre der Kindheit und Jugend, es entsteht nicht plötzlich innerhalb kurzer Zeit, die Entwicklung umfasst die gesamte Spannbreite von 0-18 Jahren.

Das Verhalten wird durch Schutz- und Risikofaktoren beeinflusst. Die Schutzfaktoren (**Abbildung 4**) bilden sich eher in der sozialen Entwicklung und die Risikofaktoren eher über das Problemverhalten.

Für die Entwicklung von Schutzfaktoren ist die individuelle Charakteristik, das heißt zum Beispiel das Temperament und die Intelligenz des jungen Menschen von großer Bedeutung. Daran kann man im Sozialraum nicht viel ändern.

Die Bindung kann man eher beeinflussen. Man kann etwas dafür tun, dass die Jugendlichen sich an ihren Sozialraum, in dem sie leben, gebunden fühlen, und zwar über die Möglichkeiten, die sie bekommen, die Fertigkeiten, die sie entwickeln können, sowie die Anerkennung, die sie im Sozialraum erhalten.

Die soziale Entwicklung hat ebenso mit einer gesunden Perspektive und klaren Standards zu tun, die die Jugendlichen in dem sozialen Raum erleben. Das sind die protektiven oder Schutzfaktoren, die dazu beitragen, dass sich gesundes Verhalten entwickelt.

Die andere Seite sind die **Risikofaktoren (Abbildung 5)**.

Diese spielen eine Rolle bei der Entwicklung der bereits genannten fünf Problemverhalten: Gewalt, Jugenddelinquenz, Alkohol- und Drogenkonsum, Schulverweigerung und Schwangerschaft von Minderjährigen. Diese Faktoren werden auf die Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen aufgeschlüsselt, so dass man daraus auch die Entwicklung der Kinder ableiten kann.

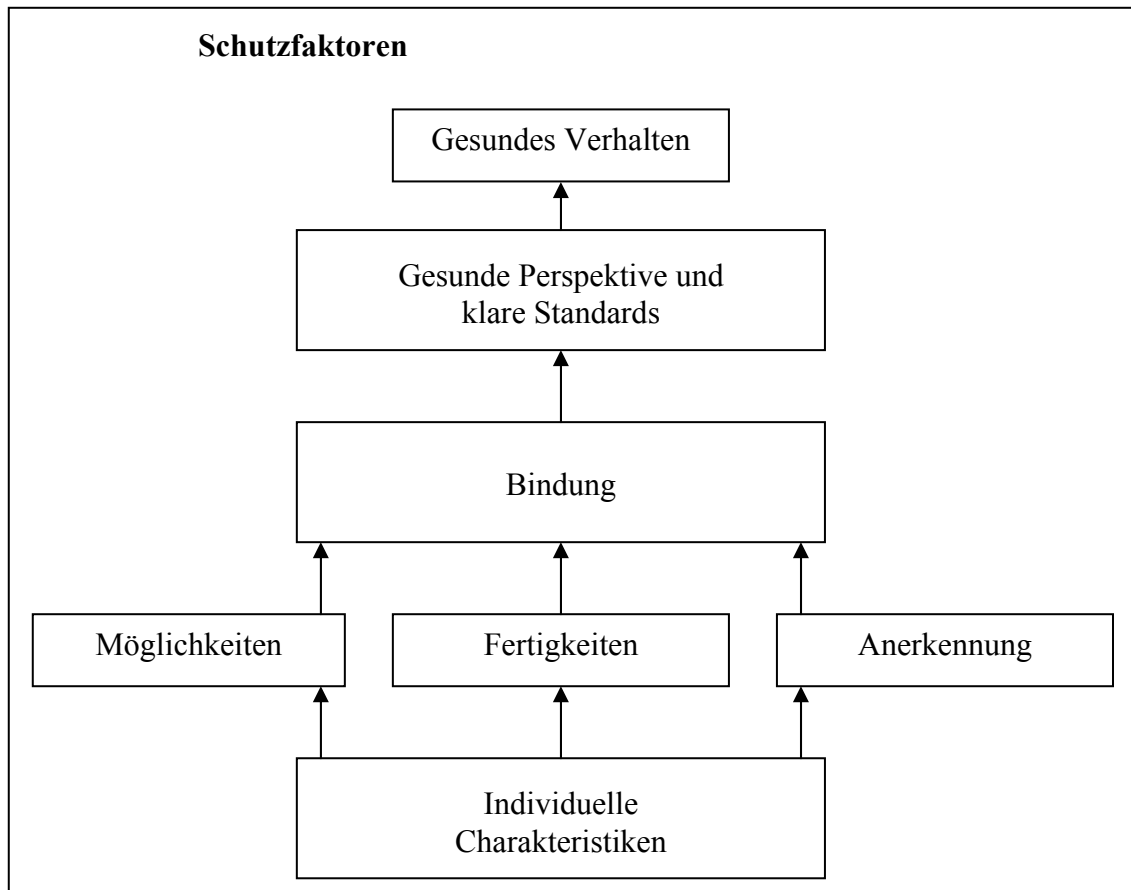


Abbildung 4

© H. Jonkman

In den Familien findet man häufig dieselben Risikofaktoren vor. Der Risikofaktor „Geschichte von Problemverhalten in der Familie“ bedeutet nicht, dass sich Risikoverhalten bei dem Kind oder dem Jugendlichen zwangsläufig entwickeln muss, jedoch ist die Chance dazu größer.

In der Schule kann man oft bei Acht- bis Neunjährigen bereits asoziales Verhalten beobachten, das eine hohe Wahrscheinlichkeit eines dauerhaften Risikoverhaltens in sich birgt.

Im Freundeskreis besteht ein Risikofaktor im Umgang mit Jugendlichen, die schon Problemverhalten zeigen. Im Stadtteil bzw. in der Gemeinde ist die geringe Bindung an die Gemeinschaft ein Risikofaktor.

Dieses Modell von Risikofaktoren ist sehr allgemein. Oft ist eine Kumulierung von Risikofaktoren zu verzeichnen und das macht die hohe Wahrscheinlichkeit der Entwicklung von Risikoverhalten aus.

Risikofaktoren					
Risikofaktoren	Risikoverhalten				
	Gewalt	Jugenddelinquenz	Alkohol- und Drogenkonsum	Schulverweigerung	Schwangerschaft von Minderjährigen
Familie					
Geschichte von Risikoverhalten innerhalb der Familie	✓	✓	✓	✓	✓
Probleme mit dem Familienmanagement	✓	✓	✓	✓	✓
Konflikte innerhalb der Familie	✓	✓	✓	✓	✓
Eltern, die Risikoverhalten durch ihr Verhalten fördern	✓	✓	✓		
Schule					
Frühes und dauerhaftes asoziales Verhalten	✓	✓	✓	✓	✓
Lernrückstände, die in der Grundschule beginnen	✓	✓	✓	✓	✓
Mangelnde Bindung an die Schule	✓	✓	✓	✓	✓
Kinder und Jugendliche					
Entfremdung und rebellisches Verhalten		✓	✓	✓	
Umgang mit Freunden, die Risikoverhalten zeigen	✓	✓	✓	✓	✓
Positive Haltung bei Risikoverhalten		✓	✓	✓	✓
Früher Beginn des Risikoverhaltens	✓	✓	✓	✓	✓
Konstitutionelle Faktoren (biologisch/physiologisch)	✓	✓	✓		
Stadtteil					
Verfügbarkeit von Drogen	✓		✓		
Verfügbarkeit von Waffen	✓	✓			
Gesellschaftliche Normen, die Risikoverhalten fördern	✓	✓	✓		
Gewalt in den Medien	✓				
Hohe Rate von Einwohnerfluktuation im Wohngebiet		✓	✓	✓	
Geringe Bindung an den Stadtteil, Mangel an Organisation im Stadtteil	✓	✓	✓		
Niedriges Einkommen und schlechte Wohnverhältnisse	✓	✓	✓	✓	✓

Abbildung 5

© CBC/NIZW: Die Verbindung zwischen Risikofaktoren und Risikoverhalten Jugendlicher, 1997

3.1.1. Forschung

Um die Faktoren nun konkret für einen Stadtteil untersuchen zu können, brauchen wir zunächst die objektiven Indikatoren der Gemeinschaft. Diese stehen uns über offizielle Statistiken zu Problemverhalten und Risikofaktoren im Land und auch in der Stadt zur Verfügung. Daraus suchen wir – zusammen mit den Vertretern des Stadtteils – die wichtigsten Indikatoren für den betreffenden Stadtteil heraus. Man muss wissen, vor welchen Problemen der Stadtteil steht.

Wichtiger ist für uns eine Umfrage, die die Jugendlichen im Alter von 12-18 Jahren im Stadtteil umfasst. Wir stellen ihnen Fragen zu ihrem Risikoverhalten sowie über Risiko- und Schutzfaktoren aus ihrer Sicht. Die Antworten ergeben zusammen mit den objektiven Indikatoren ein Bild über das Risikoverhalten der Jugendlichen im Stadtteil (**Abbildung 6**). Die Null-Linie kennzeichnet den Mittelwert des Landes bzw. der Stadt. Alles, was im Vergleich dazu über 0,25 liegt, zeigt ein Problem für den Stadtteil, auf das man reagieren muss. Selbstverständlich kann man nicht alles auf einmal bearbeiten, aber man muss präventiv auf die Faktoren einwirken, die auf der Skala eines Stadtteils sehr hoch sind.

Ich finde es sehr wichtig, nicht nur auf die negative Seite des Stadtteils zu schauen, sondern auch nach der produktiven Seite. Auf der **Abbildung 7** sehen wir zehn Indikatoren. Hier sind die hohen Werte über dem Mittelwert als positiv anzusehen. Die Risiko- und Schutzfaktoren zusammen ergeben dann das Bild vom Stadtteil. Die objektiven Indikatoren und die Ergebnisse der Umfrage der Jugendlichen werten wir zusammen mit den Vertretern des Stadtteils aus.

3.2. Programmatische Intervention

Der nächste Schritt nach der Auswertung des Untersuchungsmaterials und dem Erfassen der Stadtteilsituation ist die Überlegung, was man gegen die negativen Erscheinungen tun kann. *CtC* arbeitet mit programmatischer Intervention. Es gibt Programme, die man recht häufig für die Zielgruppe Kinder und Jugendliche einsetzt. In Holland ist das so, dass in einem Stadtteil mehrere Programme aufgelegt werden. Diese Programme richten sich nach den verschiedenen Entwicklungsphasen (von pränatal bis Adoleszenz), nach verschiedenen Lebenswelten (Programme für Familien, für Schulen, für Jugend, für den Stadtteil insgesamt) und nach verschiedenen Faktoren.

In der Diskussion über das richtige Vorgehen stellen wir folgende Fragen:

- Welches Programm ist wann und wie anzuwenden?
- Wie können lokale Programme verbessert werden?
- Was ist ein gutes Programm?

Beispiel für Risikofaktoren eines Stadtviertels

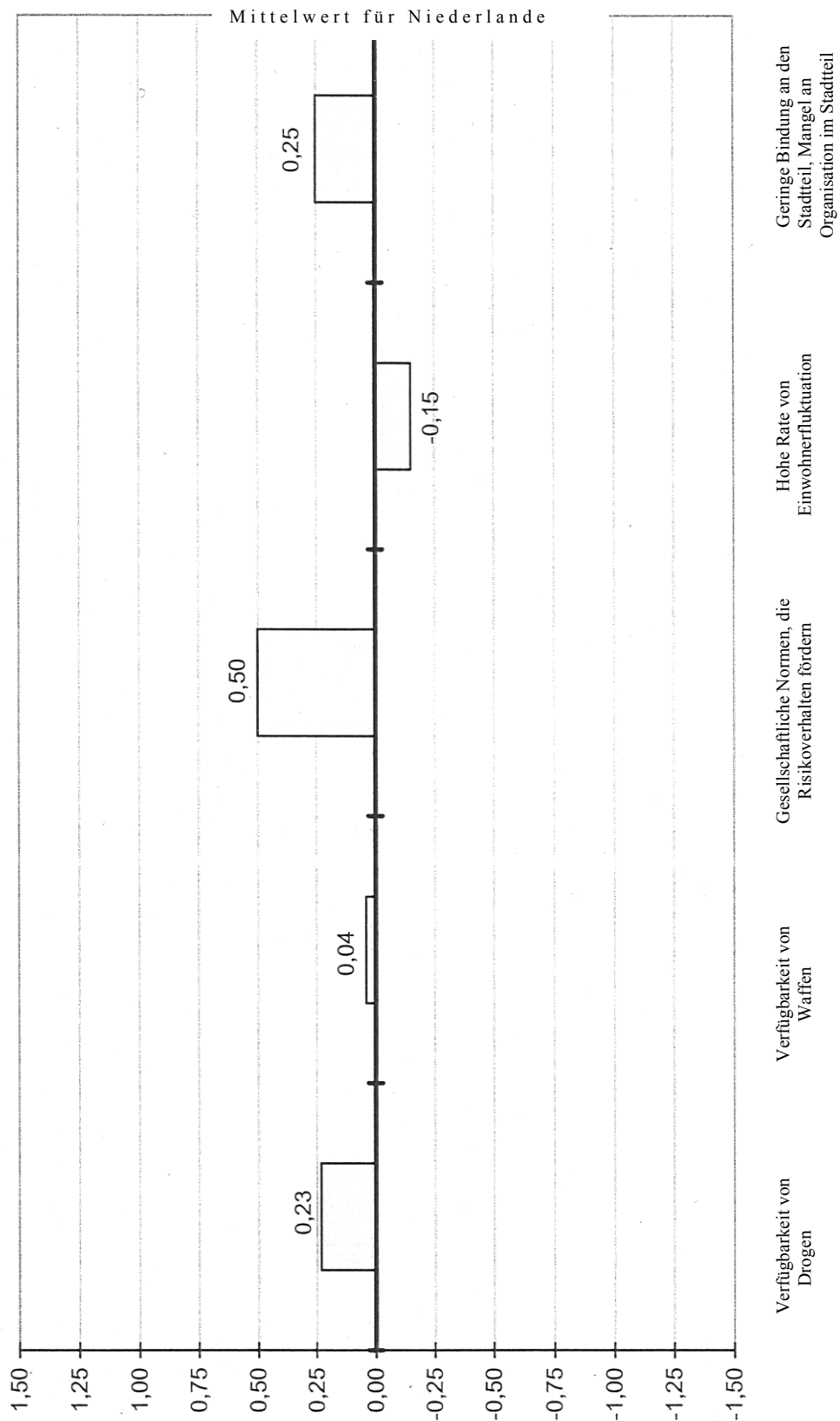


Abbildung 6

© H. Jonkman

Schutzfaktoren

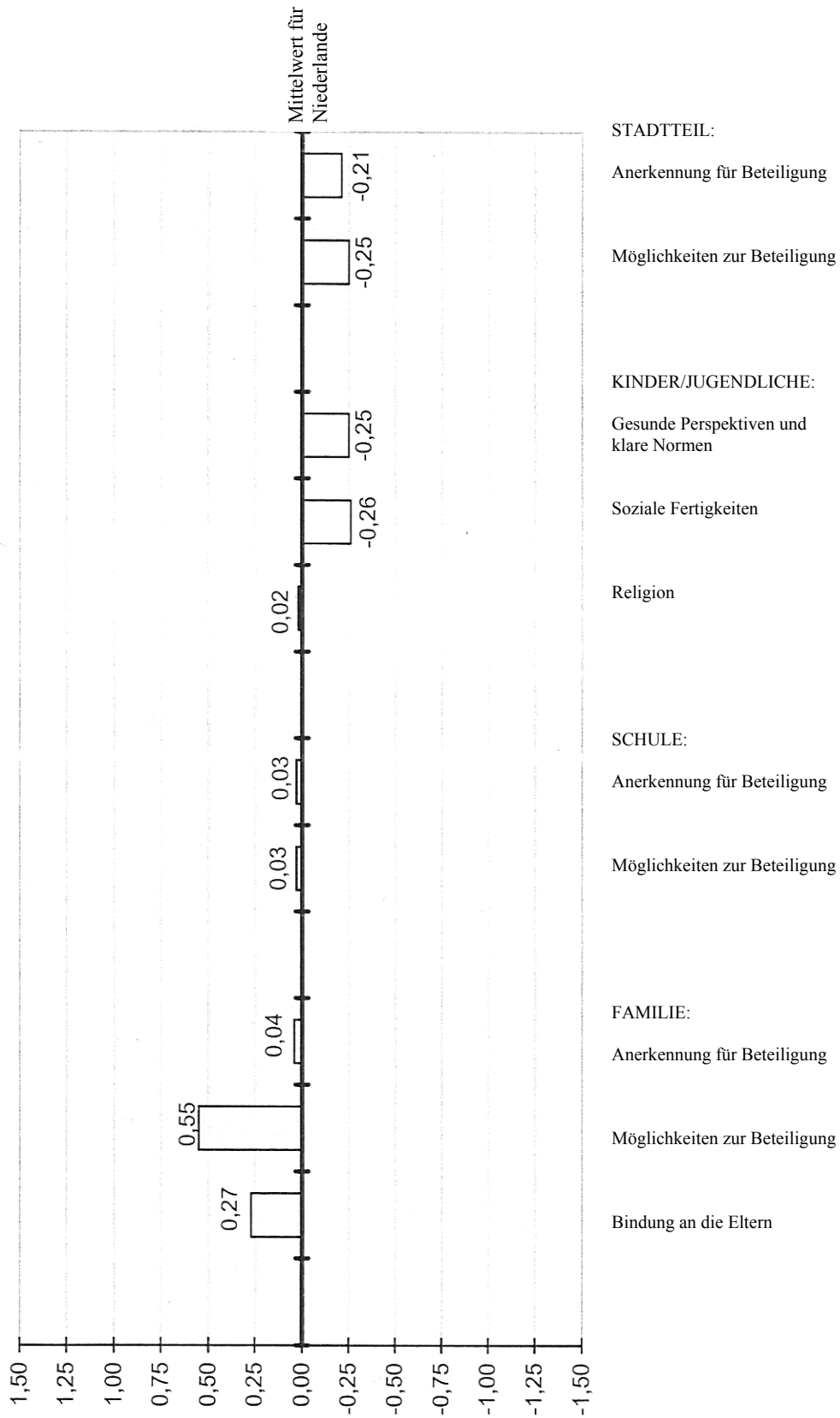


Abbildung 7

Die letzte Frage ist eine typisch amerikanische Frage, die wir aber für unsere holländischen Verhältnisse ebenfalls stellen. Was ist nun ein gutes Präventivprogramm? Wir haben alle Programme, die in Holland für einen Stadtteil zur Prävention genutzt werden, in einem Buch systematisiert und kategorisiert. Dabei haben wir zwischen viel versprechenden und effektiven Programmen unterschieden (**Abbildung 8**). Viel versprechende Programme sind noch verbesserungswürdig, effektive Programme hingegen besitzen Vorbildcharakter, von diesen Interventionen wissen wir, dass man sie im Stadtteil tatsächlich verwenden sollte.

Bei viel versprechenden Programmen geht es darum, die Zielgruppe genau auszuwählen, den Zweck des Programms sehr deutlich zu machen, dass die Personen, die das Programm einsetzen, methodisch sehr kompetent sind, und dass es eine theoretische Basis für das Programm gibt.

Programmatische Intervention	
Viel versprechend Programme	Effektive Programme
▪ Zielgruppe ▪ Zweck ▪ Methode ▪ Unterlegung des Programms (Theorie-Praxis)	▪ Zielgruppe ▪ Zweck ▪ Methode ▪ Unterlegung des Programms (Theorie-Praxis) ▪ Effekt-Untersuchung

Abbildung 8

© H. Jonkman

Die effektiven Programme richten sich ebenfalls nach den vier Fragen nach Zielgruppe, Zweck, Methode und theoretischer Grundlage, aber zusätzlich gibt es dafür auch eine Effekt-Untersuchung. Die Programme wurden dahingehend untersucht, welche Resultate sie bringen bzw. erbracht haben.

Ein Programm möchte ich kurz als Beispiel nennen, das meiner Meinung nach Vorbildcharakter für die Situation in Holland hat. Dieses Programm setzt man zur Prävention von frühem asozialen Verhalten von Kindern im Alter von acht bis neun Jahren ein. In Holland heißt das „Taakspel“ (Aufgabenspiel), in Amerika „Good Behavior Game“. Die Zielgruppe ist in Holland die Gruppe 5, das heißt Kinder von acht bis neun Jahren. Der Zweck des Programms ist, das Verhalten in der Schule zu verbessern.

Die Lehrer setzen das Programm ein Jahr lang methodisch um. Es ist ein Spiel, das man mit der Klasse spielt. Je nachdem, wie die Gruppe sich zusammensetzt, welche Probleme vorliegen und wer die Problemkinder sind, setzt man die Klasse in kleine, heterogene Gruppen zusammen. Das Spiel dauert zu Beginn des Schuljahres zehn Minuten. Es ist ein sehr einfaches Spiel. Dabei wird das Positivverhalten von Kindern gefördert. Man weiß, dass die in den Klassen häufig anzutreffende Negativförderung erfolgreich

sein kann. Das heißt, dass eine negative Reaktion auf das Verhalten von Kindern vielleicht für kurze Zeit positive Resultate bringt. Die Förderung von positivem Verhalten von Kindern ist aber langfristig effektiver. Am Ende des Schuljahres spielt man das Spiel einen ganzen Tag lang.

Dieses Programm ist theoretisch fundiert und in Holland wissenschaftlich sehr gut untersucht. Es ist ein Programm, das sich über längere Zeit positiv auswirkt. Es lässt die Kinder in der Klasse zusammen an der Verbesserung des Verhaltens arbeiten. So etwas meine ich mit einem effektiven Programm.

3.2.1. Innovation von Programmen

Man kann nicht nur in einen Stadtteil gehen und ihnen das fertige Programm liefern. Das Programm muss in dem Stadtteil etabliert werden. Die im Stadtteil wohnenden und arbeitenden Menschen müssen das selber tun: Entscheidungsträger, Personen die mit und für Kinder und Jugendlichen arbeiten, und Personen, die direkt und indirekt mit ihnen zu tun haben.

Wir sorgen dafür, dass sich im Stadtteil eine Steuerungsgruppe formiert, der der Bürgermeister und die wichtigsten Personen im Stadtteil angehören. Wir arbeiten daneben mit einer Präventionsgruppe über drei Jahre an dem lokalen CtC-Programm zusammen, in der sich Vertreter von Polizei, von Familien, von Schulen zusammenschließen. Außerdem gibt es einen Programm-Koordinator für CtC. Wir haben die Arbeitsschritte für die drei Jahre detailliert aufgeschrieben. Das ist wichtig für die Innovation und ist die Voraussetzung dafür, dass man mit dem Programm effektiv arbeiten kann.

4. Evaluation

Bisher ist CtC in Amsterdam, in Arnhem, Rotterdam und Zwolle in den letzten drei Jahren eingesetzt und evaluiert worden. In diesem Jahr arbeiten wir mit CtC auch in den Städten Almere, Den Haag und Leeuwarden, außerdem in den nächsten Jahren in der Provinz Zuid-Holland in sechs bis sieben Städten.

CtC ist ein komplexes Programm, ein Meta-Programm. Es ist ein Programm, das nicht über ein Jahr angewendet wird und dann beendet ist. Wenn man Risikoverhalten reduzieren will, muss man längerfristig denken und arbeiten.

Wenn nach kurzer Zeit keine deutlichen Resultate zu sehen sind, gibt es Kritiker, die sagen, das Programm wirkt nicht, man muss es durch ein kurzfristiges Programm ersetzen. Aber wenn man genau auf die unterliegenden Faktoren schaut, gibt es doch schon nach dieser Zeit Verbesserungen. Für das Reduzieren von Risikofaktoren oder die Erhöhung von Schutzfaktoren wird ein Zeitraum von drei bis zehn Jahren angesetzt, innerhalb dieser Periode muss man positive Effekte erkennen können. Der Einsatz von effektiven Programmen bringt schon nach kürzerer Zeit Resultate. Die langfristigen Ziele haben wir in kürzere Zeitabschnitte eingeteilt, damit es für den Stadtteil überschaubarer wird und Zwischenerfolge vorzuweisen sind, die auch den Bürgermeister von der Wirksamkeit des Programms überzeugen können.

In Amerika ist *CtC* in mehr als 500 Gemeinden eingesetzt worden. Dort hat *CtC* die Qualität der Planung und der Kontrolle verbessert und Schlussfolgerungen für die Arbeit in den Gemeinden ermöglicht. *CtC* hat außerdem eine Minderung der Risikofaktoren und eine Erhöhung der Schutzfaktoren bewirkt.

Marc Greenberg, ein Präventionswissenschaftler, hat *CtC* für den Staat Pennsylvania untersucht, dort wurde das Programm am häufigsten angewandt. Er kam zu folgenden Schlussfolgerungen:

- **Es ist für die Resultate des Programms sehr wichtig, ob eine Stadt dafür bereit ist.** Das ist in der Tat nicht immer so.
- Er hat die Bedeutung der **Schüler-Untersuchung** hervorgehoben.
- Die Personen, die mit *CtC* arbeiten, müssen **qualifiziert und trainiert** werden. Diese Qualifizierungen führen wir in den Stadtteilen in Holland auch durch. In einer kurzen Periode ist das sehr komplex, aber es ist notwendig.
- Der Prozess muss unbedingt **von Fachleuten begleitet** werden und es muss mit **effektiven Programmen** gearbeitet werden.
- Schwerpunkt ist die **permanente Unterstützung** für den Stadtteil und eine lange Begleitung. Weitere Schwerpunkte sind eine **auf die Zukunft ausgerichtete Planung** sowie die **Mobilität**. Man muss sich im Klaren darüber sein, dass die Bevölkerung in einem Stadtteil über den Zeitraum des Programms nicht dieselbe bleibt, es ziehen Leute weg und andere hinzu. Das muss man berücksichtigen.

Die Ergebnisse in Pennsylvania sind nach Aussage von *Greenberg* ermutigend, es gab einen Rückgang der Jugenddelinquenz um 6 Prozent. Aber er sagt auch, dass diese Ergebnisse in Zukunft weiter ausgebaut werden müssen.

In Amerika wird das Programm einer umfangreichen Untersuchung (Randomized Controlled Trial - zufallsgesteuerter Untersuchungsansatz) in 42 Gemeinden in sieben Staaten unterzogen. Das ist eine Effektuntersuchung. Es ist offensichtlich nicht einfach nachzuweisen, dass Stadtteile, die mit dem Programm *CtC* arbeiten, bessere Ergebnisse vorweisen können als Stadtteile, die das nicht tun. In den nächsten fünf Jahren werden die Resultate verglichen mit derselben Anzahl von Gemeinden ähnlicher Struktur, dann wird man die Effekte sehen können.

In England wird das Programm ebenfalls eingesetzt und zurzeit untersucht. In der Prozessanalyse wird dargestellt, dass die Menschen vor Ort von den professionellen Fachkräften in das Programm einzubeziehen sind. Man muss zunächst Risikofaktoren identifizieren. Oft kennt man im Stadtteil die wirklichen Probleme nicht. Mit den Methoden des *CtC* kann man die Probleme besser definieren und einfachere Lösungen finden. Die Entscheidungen, warum ein Stadtteil etwas tut, werden deutlicher. Die Ergebnisse werden zurzeit noch untersucht.

In Holland wird der Prozess in diesem Jahr untersucht (**Abbildung 9 und 10**).

Evaluation CtC Holland design
▪ Prozessevaluation (Interviews und Decision Determinant Questionnaire – Entscheidungsfragebogen zur Untersuchung von Engagement) ▪ Ergebnis-Evaluation (basiert auf Jugendumfrage und Archiv-Daten, 4 Stadtteile und 1 Kontroll-Stadtteil)

Abbildung 9

© H. Jonkman

Evaluation CtC Holland
▪ Niveau 1: Verringerung des Risikoverhaltens in der Adoleszenz (niemals ganz sicher) ▪ Niveau 2: Minderung der Risikofaktoren, Erhöhung der Schutzfaktoren ▪ Niveau 3: Rationalisierung - Jugend - Politik (zusammen arbeiten, verschiedene Phasen, systematische Analysen, effektive Programme).

Abbildung 10

© H. Jonkman

Die Evaluation in Holland hat drei Niveaus ergeben. Bei Niveau 3 sieht man das Zusammenarbeiten, das Arbeiten in verschiedenen Phasen, das systematische und effektive Arbeiten. Das wird in Holland als positiv gesehen, insbesondere im Hinblick auf die Verringerung der Risikofaktoren. Die Einstufung im Niveau 1 bedeutet, dass man nicht sicher sagen kann, dass das Risikoverhalten in der Adoleszenz zurückgeht.

5. Kennzeichen eines effektiven Präventionsprogramms

Im letzten Jahr gab es ein sehr interessantes Themenheft von „American Psychologist“ (Juni, 2003), das davon handelt, was in der Prävention gut wirkt und was nicht. In einem Artikel schreibt *Nation*:

Ein gutes Programm, das in der Zukunft wirkt, muss folgende Faktoren beinhalten:

- Es nutzt die zugrunde liegenden Faktoren, die Familien, Freunde, Schulen und Gemeinschaften und bezieht weitere Partner mit ein, um verschiedene Auskünfte zu erhalten. Die Akteure müssen mit verschiedenen Partnern zusammenarbeiten.
- Es wirkt immer über eine lange Zeit, nicht nur kurzfristig. Ein gutes Programm muss kontinuierlich arbeiten und erprobt sein. Gute Programme sind kulturell abgestimmt.
- Es fördert die gesunde Entwicklung junger Menschen unter Berücksichtigung ihrer individuellen Voraussetzungen durch die Vermittlung sozial-emotionaler Fertigkeiten und von Werten im täglichen Leben.
- Es versucht Politik, Praxis und Umfeld im Sinne einer optimalen Entwicklung zu unterstützen. Der Zusammenhang von Politik, Praxis und Umfeld ist sehr wichtig.

- Es selektiert, trainiert und unterstützt eine fähige Mitarbeiterschaft, um die Programme effektiv zu implementieren. Man kann nicht nur ein Programm abliefern und die Leute damit arbeiten lassen. Die Leute müssen es selbstverantwortlich realisieren, aber sie müssen das Werkzeug dafür in die Hände bekommen, sie müssen qualifiziert werden.
- Es ermöglicht das Aufnehmen und Anpassen einer ‚evidence-based‘-Programmierung für lokale Gemeinschaften durch eine strategische Planung, kontinuierliche Evaluation und Verbesserung.

Diese Punkte halte ich für sehr wichtig, um mit guten Programmen zu arbeiten, strategisch vorzugehen, sich an den Ergebnissen zu orientieren und immer wieder auch nach Verbesserungsmöglichkeiten zu suchen. Das Programm *CtC* richtet sich nach diesen Kriterien. Es kann deshalb als ein Präventions-Programm der neuen Generation gesehen werden.

Das Heidelberger Modell der Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH)

PROF. DR. MARGA ROTHE

*Gründerin und Leiterin des Heidelberger Modells der SPFH,
1. Vorsitzende der AGFJ Familienhilfe-Stiftung in Heidelberg*

Gründung und Entwicklung des Heidelberger Modells

Die Gründung des Heidelberger Modells liegt 25 Jahre zurück. Wir haben inzwischen 60 Angestellte. Wir bieten Sozialpädagogische Familienhilfe, aber auch weiterführende Hilfen, wie familienorientierte Schülerhilfen usw., in Heidelberg, Mannheim und im Landkreis Ludwigshafen an. Diese Erfahrungen versetzen uns in die Lage, die Hilfen auf der Grundlage praktischer Erfahrungen weiterentwickeln zu können.

Damals haben wir die Umsetzung in die Praxis mit Studenten begonnen. Das war für alle eine Chance. Es gab sehr wenig Stellen und es gab auf der anderen Seite doch sehr viel Arbeit. Viele von den ehemaligen Studenten, die jetzt Sozialarbeiter und Sozialpädagogen sind, arbeiten weiterhin mit.

Wir haben damals sehr große Unterstützung von der Stadt Heidelberg und den anliegenden Kreisen erhalten. Das war für mich sehr wichtig und eine Bestätigung unserer Arbeit.

Das Heidelberger Modell besteht aus:

1. Sozialpädagogischer Familienhilfe,
2. Familienorientierte Schülerhilfe (Fam-Schü)
3. Integration statt Isolation (I statt I)
4. Elternschule,
5. Fortbildungen und eine 2-jährige Zusatzqualifikation mit Prüfung und Zertifikat,
6. Info-Veranstaltungen für freie und öffentliche Träger.

1. Sozialpädagogische Familienhilfe

Wir haben die Sozialpädagogische Familienhilfe in einem Stadium begonnen, als diese noch nicht erprobt war. Wir bekamen aber von den Jugendämtern zu Anfang die Kinder sehr spät benannt, wenn eine Fremdunterbringung kurz bevorstand. Das war kein zufrieden stellendes Arbeiten.

Die Sozialpädagogische Familienhilfe gliedert sich heute in drei Stadien (**Abbildung 1**).

Die ersten drei Monate in der Sozialpädagogischen Familienhilfe umfassen das **Stadium des Beziehungsaufbaus und der Klärung des Hilfebedarfs**. Man muss zunächst einmal eine Beziehung aufbauen. Wenn Sie sofort mit der Arbeit beginnen wollen, quasi die Ärmel hochkrempeln, in der Absicht, in der Familie alles anders werden zu las-

sen, sind Sie nicht willkommen. Sie müssen zunächst mit der Familie eine Verbindung bekommen und dabei den Hilfebedarf klären.

**Aufbau und Ablauf familienorientierter Hilfen:
Sozialpädagogische Familienhilfe**

1. Stadium des Beziehungsaufbaus und der Klärung des Hilfebedarfs

(ca. 3 Monate)

- I Vereinbarung (Familie, ASD, AGFJ) über Ziele, Hilfeform und Hilfeumfang)
- II Erwerb von Vertrauen
- III Entdecken von Ressourcen und Fähigkeiten der Familienmitglieder
- IV Wahrnehmen der Grundbedürfnisse des Familiensystems
- V Klärung des Hilfebedarfs

Falls SPFH angezeigt ist, folgt:

2. Stadium der Planung und Erprobung von Veränderungen

(ca. 1 Jahr)

- I Alltagsbewältigung – Befähigung
 - zur Regelung der Anforderungen im Tagesablauf
 - zur Planung von zukünftigen Erfordernissen
 - zur Übernahme von Verantwortung
- II Integration
 - Befähigung zum Wahrnehmen und zur Pflege von Kontakten
 - im formellen Bereich: Kindergarten, Schule, Arbeitsstelle, Ämter etc.
 - im informellen Bereich: Nachbarschaft, Verwandte, Freunde, Gruppen, Vereine etc.

3. Stadium der Ablösung

(ca. 3 Monate)

- I Erarbeiten eines „Integrationsplanes“ mit der Familie: Die Familie im Netz ihrer sozialen Kontakte, die so angelegt sein sollten, dass sie von der Familie in der Zukunft eigenständig weiter gepflegt werden.
- II Ansprechpartner für bestimmte Fragestellungen definieren
- III Definition und Beschreibung von Art und Umfang eventueller Anschlusshilfen (aus der Region, dem sozialen Umfeld)
- IV Abschied nehmen

Abbildung 1

© Prof. Dr. Marga Rothe

Das Stadium der Planung und Erprobung von Veränderungen erstreckt sich in der Regel über circa ein Jahr. Hier geht es in erster Linie um die Alltagsbewältigung. Das bedeutet also auch, dass gekocht und geputzt wird usw. Wenn die Kinder jedes Mal übel riechend in die Schule kommen, will keiner neben ihnen sitzen. Auch auf solche Dinge muss geachtet werden. Es werden zukünftige Erfordernisse geplant, dabei werden Selbsthilfepläne erstellt. In diesen Selbsthilfeplänen wird genau vermerkt, wer bis wann was tut. Die Übernahme von Verantwortung wird trainiert.

Zu dieser Phase gehört auch die Integration, das Einüben der Befähigung zum Wahrnehmen und zur Pflege von Kontakten. Im Rollenspiel wird zum Beispiel geübt, wenn Familien zu bestimmten Ämtern müssen und Ähnliches. Es wird eingeübt, wie man Kontakte im formellen und informellen Bereich aufnimmt. Der informelle Bereich ist ebenso wichtig wie der formelle Bereich. Denn wenn sich Familien isolieren, ist das für die Kinder nicht förderlich.

Im **Stadium der Ablösung** stellen wir mit der Familie zusammen einen Integrationsplan auf. Der Integrationsplan zeigt die Familie in ihrer sozialen Umgebung. Außerdem werden Ansprechpartner für bestimmte Fragestellungen mit der Familie schriftlich niedergelegt. Die Familien müssen wissen, an wen sie sich mit bestimmten Problemen wenden können. Der in der Familie tätige Familienhelfer sollte auf jeden Fall schon die Bekanntschaft herstellen, da die Familien völlig Fremde nicht gern ansprechen. Das Problem für die Familienhelfer ist oft, dass sich die Familien, für die sie eigentlich nicht mehr zuständig sind, häufig noch an sie wenden. Das kostet viel Zeit und Arbeitsaufwand. Daher muss in den Schulen oder in der sozialen Umgebung für eine Patenarbeit geworben werden.

Die Schritte müssen klein sein, damit die Familie sie nachvollziehen kann. Die Helfer müssen sich an den Fähigkeiten orientieren. Wenn ich bei den Defiziten anfangen muss, muss ich mich nicht wundern, wenn beim nächsten Besuch die Tür zu ist. Lassen Sie gern jemanden rein, der mit Ihnen nur über das redet, was bei Ihnen nicht klappt? Sie müssen zunächst wirklich an den Fähigkeiten ansetzen und erst einmal Lob erteilen.

Die Werte der Familie sind längst nicht immer unsere Werte. Aber wir müssen diese Werte trotzdem achten, sonst gehen wir mit innerer Ablehnung zu den Familien und das darf nicht passieren. Alle Menschen sind andersartig, aber gleichwertig.

Art und Umfang eventueller Anschlusshilfen aus der Region oder dem sozialen Umfeld werden definiert und beschrieben. Allein kommen die Familien schlecht zurecht, aber sie können Verbündete im sozialen Umfeld suchen. Andere freie Träger können ihnen dabei helfen. Wir haben damit sehr gute Erfahrungen gemacht, vor allem mit Vereinen. Die Vereine sind jedoch nur bereit, einen Jugendlichen oder mehrere Familienmitglieder aufzunehmen, wenn sie bei uns einen Ansprechpartner haben. Das können wir vor allem mit einer Gruppe von Ehrenamtlichen, so genannten Integrationspaten, garantieren. Manchmal ist dieser Ehrenamtliche sogar selbst Vereinsmitglied, der sich um einen Jugendlichen kümmert. Auch dem Jugendlichen wird gesagt, dass er sich bei Problemen im Verein an diesen Ansprechpartner wenden kann. Das klappt hervorragend. Wir werben Sponsoren, um die Vereinsbeiträge für diese Jugendlichen zu entrichten. In einigen Fällen erklären sich sogar Vereinsmitglieder bereit, das als Pate zu übernehmen.

2. Familienorientierte Schülerhilfe

Wir haben uns überlegt, wo wir die Kinder früher erreichen als durch die Meldung vom Jugendamt. Das ist in der Schule. Wir haben die „Familienorientierte Schülerhilfe“ ins Leben gerufen. Der Schülerhelfer hat in der Schule einen Raum, wo er mit den Kindern arbeitet und wo er auch am Morgen anwesend ist, wenn möglicherweise ein Kind in der Klasse „ausflippt“ und der Lehrer/die Lehrerin sagt, dass das Kind die ganze Klasse massiv stört. In dem Fall wurden die Kinder damals noch nach Hause geschickt und

streunten dann auf der Straße herum. Der Schülerhelfer fängt diese Kinder auf. Daraus ist die Familienorientierte Schülerhilfe entstanden.

Familienorientierte Schülerhilfe befasst sich immer auch mit der Familie. Der Schülerhelfer geht in die Familie und arbeitet mit den Eltern und die Eltern kommen auch in die Schule. Die Lehrer beteiligen sich ebenfalls an der Schülerhilfe. Die Lehrer lernen, den wichtigen Einfluss der Eltern zu nutzen. Das hat sehr gute Erfolge erzielt und wird inzwischen in vielen Schulen praktiziert, nicht nur in Heidelberg.

Den Aufbau und Ablauf der Familienorientierten Schülerhilfe (**Abbildung 2**) gestalten die Lehrer mit. Es ist natürlich unbedingt nötig, dass der Lehrer bei der Planung und Erprobung von Veränderungen einbezogen wird, ebenso im Stadium der Ablösung. Der Lehrer/die Lehrerin muss wirklich wissen, was jetzt zu tun ist. In der Regel hinterlassen wir auch dort einen konkreten Hilfeplan.

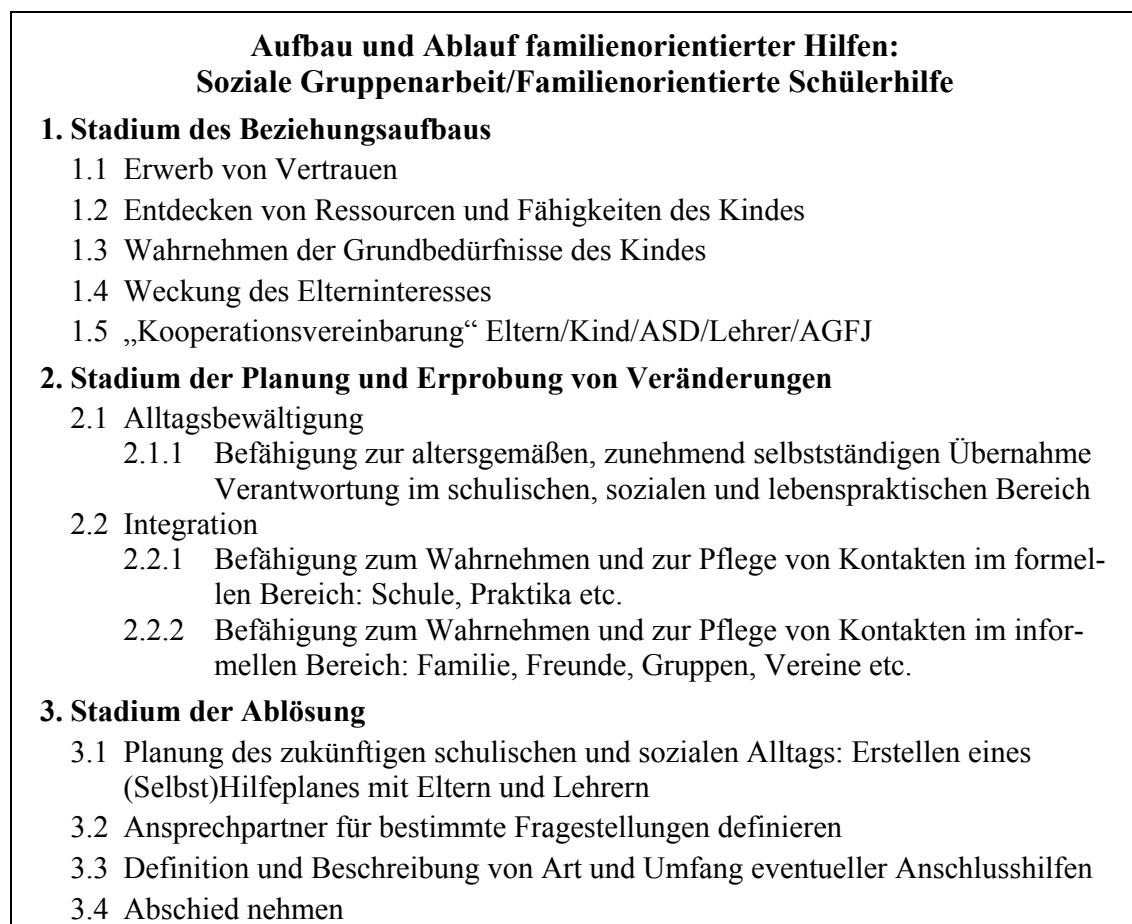


Abbildung 2

© Prof. Dr. Marga Rothe

3. Integration statt Isolation

Das Konzept „I statt I“ ist die konsequente Integration der Familienmitglieder, besonders der Jugendlichen, in vorhandene Angebote des Gemeinwesens, in Vereine usw. Wir haben festgestellt, wenn Eltern ihre Kinder beispielsweise einmal auf dem Fußball-

platz erleben, wie sie ein Tor schießen und alle Zuschauer applaudieren, sind die Eltern sehr stolz. Das hat mich zu dem Satz verleitet: **Stolze Eltern sind gute Eltern.**

Eltern wollen auch mal stolz auf ihre Kinder sein, dann sind sie interessierter an ihren Kindern. Wenn sie in der Schule und in anderen Bereichen immer nur Klagen und Beschwerden über ihr Kind hören, kann es passieren, dass Eltern sich distanzieren. Daher müssen wir in unserer Arbeit immer darauf achten, dass Eltern auf die Dinge, die ihre Kinder tun, auch mal stolz sein können. Das gelingt zum Beispiel über Vereine sehr gut.

Sie als Sozialarbeiter/Familienhelfer müssen dafür natürlich mit den Vereinen Kontakt halten, vor allem bei sehr schwierigen Kindern. Die Vereine sind zunächst bereit, Kinder aufzunehmen, aber sie sind nicht allein in der Lage, jedes Kind zu stabilisieren und zu halten. Deshalb haben die Vereine, mit denen wir zusammenarbeiten, bei uns einen Ansprechpartner. Sie brauchen nur anzurufen und dann kümmern wir uns.

I statt I hat dazu geführt, dass eine ganze Reihe von Kindern und Jugendlichen wirklich integriert sind. Wir konnten oft Mütter und Väter zur Mitarbeit bewegen. **Teilnahme zu ermöglichen ist ein vorrangiges Ziel.**

4. Elternschule

Viele Eltern haben das Bedürfnis zu lernen, wie man es schaffen kann, gute Eltern zu sein. Aus diesem Bedarf ist die Elternschule entstanden. Wir helfen Eltern, gute Eltern zu sein oder zu werden. Viele Eltern wissen aber nicht, wie man es macht. Sie haben es in ihrer Kindheit und Jugend nie erfahren!

Aus unserer Elternarbeit haben wir inzwischen die Elternschule entwickelt. Elternarbeit bedeutet hier aber Fördern der Eltern. Die Eltern müssen wissen, dass sie gute Eltern sind, sie müssen motiviert werden, gute Eltern sein zu wollen. Die Eltern sollen sich für ihre Kinder begeistern.

Die Elternschule ist inzwischen 20 Jahre alt. Wir haben es zunächst Elterntraining genannt, aber sehr schnell umbenannt in Elternschule, denn die Eltern haben in Gesprächen gesagt, dass „Schule“ besser wäre, weil sie danach „geschulte“ Eltern seien. Mit dieser Bezeichnung treten sie auch vor dem Jugendamt auf und sind stolz darauf. Das ist für sie und ihre Kinder wichtig.

Die Fortbildung dauert drei Tage. Ein ausführliches Konzept liegt vor.

5. Qualifikation und Infoveranstaltungen

Die **zweijährige Zusatzqualifikation** ist inzwischen für Familien- und Erziehungshelfer anerkannt. Wir führen Infoveranstaltungen für freie und öffentliche Träger durch. Es kommen immer wieder viele freie Träger, aber auch öffentliche Träger, die Vorträge zu unserer Arbeit haben möchten beziehungsweise informiert werden möchten, wie sie unser Modell bei sich einführen können.

6. Grundlagen des Heidelberger Modells

Wir haben Grundlagen entwickelt, die unser Denken und Handeln bestimmen:

- **Theoretische Grundlagen:** *Frankl; Dürckheim; Peseschkian*; der systemische Ansatz
- **Grundsätze**
- **Elternarbeit:** Fördern von Interesse, Begeisterung, Beteiligung
- **Darstellung des Ablaufs:** Sozialpädagogische Familienhilfe; Familienorientierte Schülerhilfe; Integration statt Isolation
- **Zielplanung:** Erhaltensziele; Verbesserungsziele; Innovationsziele; Mind-Map-Verfahren (was ist gut, was wollen wir ändern, was wollen wir Neues initiieren?)
- **Selbsthilfepläne:** Prioritäten setzen; in Rangfolge bringen; Teilschritte formulieren (in kleinen Schritten zu großen Erfolgen)
- **Hilfsmittel für das Erstellen und die Umsetzung der Selbsthilfepläne:** Das Diagnostische Instrumentarium

6.1. Theoretische Grundlagen

Der Psychotherapeut *Viktor Frankl*, der die Logotherapie, die Lehre vom Sinn des Lebens entwickelt hat, sagte einmal: „Alle Menschen brauchen einen Sinn des Lebens.“ Es wird häufig immer noch nicht so recht daran geglaubt, dass auch diese Familien, die mit ihrem praktischen Alltag nicht zurechtkommen, einen Sinn in ihrem Leben brauchen. Ohne Sinn im Leben engagiert sich keiner.

Von *Karlfried Graf Dürckheim* ist die initiatische Therapie entwickelt worden. „Initiare“ heißt, das Tor zum Geheimen öffnen. Es ist dringend geboten, dass gerade der Familienhelfer, der in die Familie geht, sehr vorsichtig damit ist. Die Familie muss ihm schon die Tür zu ihrem Privaten aufmachen. Der Familienhelfer darf dann nicht noch in die Person selbst eindringen. Dazu hat *Dürckheim* ein Buch geschrieben, das unsere Arbeit beeinflusst: „Der Alltag als Übung“.¹ Mit den Familien üben wir den Alltag und finden mit ihnen zusammen einen Sinn darin.

Prof. Dr. med Nossrat Peseschkian ist in Wiesbaden tätig und hat die positive Psychotherapie entwickelt, die er mit seiner ganzen Familie ausübt. Es ist hochinteressant, wie diese Familie zusammenhält, wie sie fröhlich ist, was sie für eine Ausstrahlung hat und was sie alles entwickelt hat. Positives Denken braucht man, wenn man in eine Problemfamilie kommt, man darf nicht nur das Negative sehen. Die Familienhelfer müssen zunächst das Negative übersehen. *Peschkian* sagt: „Wir müssen nach dem suchen, was positiv ist.“ Dieses positive Denken macht auch für die Familienhelfer das Leben leichter. Sie müssen sich nicht nur mit dem Negativen herumplagen und das hebt die Motivation für die Arbeit in hohem Maße.

Ein- bis zweimal im Jahr veranstalten wir einen Tag, zu dem wir alle einladen, mit denen wir zusammenarbeiten. Dazu werden solche Personen wie *Peschkian* eingeladen,

¹ Graf Dürckheim, Karlfried: Der Alltag als Übung, 10. Aufl., Bern: Huber, 2001

um Vorträge zu halten und mit uns zusammen auch einen schönen Tag zu verbringen, denn der Spaß muss bei aller Arbeit sein, um die Lust an unserer Arbeit zu erhalten.

6.2. Grundsätze

Unsere Grundsätze lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- In kleinen Schritten zu großen Erfolgen,
- An den Fähigkeiten anknüpfen statt Defizite beschreiben,
- Um meine Werte wissen – Deine Werte achten,
- Die Andersartigkeit, aber Gleichwertigkeit der Menschen anerkennen,
- Mit der Familie planen statt für die Familie,
- Motivation statt Aktion,
- Hinkommen zum Ziel statt Wegkommen vom Problem,
- Ermutigen statt entmündigen,
- Vom Nehmen zum Geben,
- Integration statt Isolation,
- Vom Machen zum Lassen.

7. Hilfsmittel für das Erstellen und die Umsetzung der Selbsthilfepläne

Die Familie wird durch den Einsatz des Diagnostischen Instrumentariums begleitet¹. Die Jugendämter erkennen dieses Instrumentarium an. Sie können damit auch immer wieder vergleichen, wo Sie was in welcher Familie gemacht haben. Das Instrumentarium ist einfach strukturiert und ermöglicht somit, aus Erfahrungen zu profitieren.

Zum Diagnostischen Instrumentarium des Heidelberger Modells gehören:

- **Mittel und Methoden**
 - Das Familiensystem, die Familieninteraktion;
 - Der Familienlageplan, das Soziogramm;
 - Energie und Interessenverteilung;
 - Grund- und Aktualfähigkeiten;
 - Das Genogramm;
 - Umgang mit Ängsten;
 - Individueller Aufforderungscharakter;
 - Video-Home-Training.

¹ Fragebögen und Berichtsraster. Als Disketten-Beilage zu: Heidelberger Modell der Pädagogischen Familien- und Erziehungshilfe – von der Alltagsbewältigung zur Integration. - in Zusammenarbeit mit der Jugendstiftung, 8/98 (90 Seiten + Diskette, Bestellung über die AGFJ e.V., Bonhoefferstr. 17, 69123 Heidelberg), E-Mail: hdmodell@aol.com

▪ **Berichte und Reflexionsinstrumente**

- Selbsthilfepläne, Handlungsschritte;
- Die Netzwerkintervention;
- Berichte.

▪ **Klientenzentrierte Gesprächsführung.**

Beim Erstellen von familialen Ressourcenplänen (siehe Familienaktionsplan - Broschüre Seite 24)¹ muss jedes Familienmitglied erfasst werden: Was kann der Vater, was die Mutter, was das erste, zweite... Kind? Es darf kein Familienmitglied ausgeschlossen werden, sonst boykottiert derjenige die Arbeit. Die Ziele sind Alltagsbewältigung und Integration, und zwar auch durch Koordination und Organisation von ehrenamtlichen Kräften, Honorarkräften, Integrationspaten. Die Koordination verhindert, dass die Familie am Ende nicht mehr weiß, wer wofür zuständig ist.

7.1. Zielplanung

Bei der Zielplanung legen wir zunächst Erhaltensziele, dann Verbesserungsziele fest. Wir untersuchen, was schon gut läuft und erhalten werden soll. Erst dann geht es darum, was verbessert werden muss und kann.

7.2. Selbsthilfepläne

Die **Grundeinstellung für eine erfolgreiche Selbsthilfeplanung** lautet:

- **nicht:** ich kann **doch** nicht, **sondern:** ich kann **noch** nicht.
- Das unbedingte Schicksal: Geburt und Tod.
- Das bedingte Schicksal gibt den Weg vor, den man wählen **kann**, aber **nicht muss**.
- Es kommt auf die Einstellung an zu uns selbst und zu unserem Schicksal: entweder ich bin und bleibe ein Pechvogel – oder ich habe in dieser Situation Pech gehabt.

Der Selbsthilfeplan darf niemanden ausschließen. Auch der Familienhelfer wird einbezogen. Es wird genau benannt, was jedes Familienmitglied zu tun hat. Die einzelnen Handlungsschritte und der zeitliche Rahmen werden aufgeführt (**Abbildung 3**). Es wird ganz konkret festgelegt, wann zum Beispiel der Vater den Müll entsorgt, wann wer in welchen Verein geht usw.

Der Selbsthilfeplan hat eine sehr gute Wirkung. Es kommen immer wieder Familien zu uns, von denen wir uns bereits verabschiedet hatten, und möchten gern mit uns noch einmal einen Selbsthilfeplan erstellen. Die Familie hält sich daran. Das Ganze wird noch einmal detaillierter in den Tagespflichten, Wochenpflichten und „zeitlose“ Pflichten festgehalten (**Abbildung 4**). Das wird genau mit den Familien geplant: Wer weckt wann morgens die Kinder, wer hilft bei den Hausaufgaben usw. Wenn die Familien so einen Plan haben, kann der Familienhelfer viel besser mit ihnen konkret über Dinge sprechen, die nicht geklappt haben: Was hat warum nicht funktioniert und was kann man tun, damit es funktioniert?

¹ Heidelberger Modell der Pädagogischen Familien- und Erziehungshilfe – von der Alltagsbewältigung zur Integration. - in Zusammenarbeit mit der Jugendstiftung, 8/98 (90 Seiten + Diskette, Bestellung über die AGFJ e.V., Bonhoefferstr. 17, 69123 Heidelberg), E-Mail: hdmodell@aol.com

Selbsthilfeplan Familien-Aktionsplan als Arbeitsgrundlage für Familie und Familienhelfer

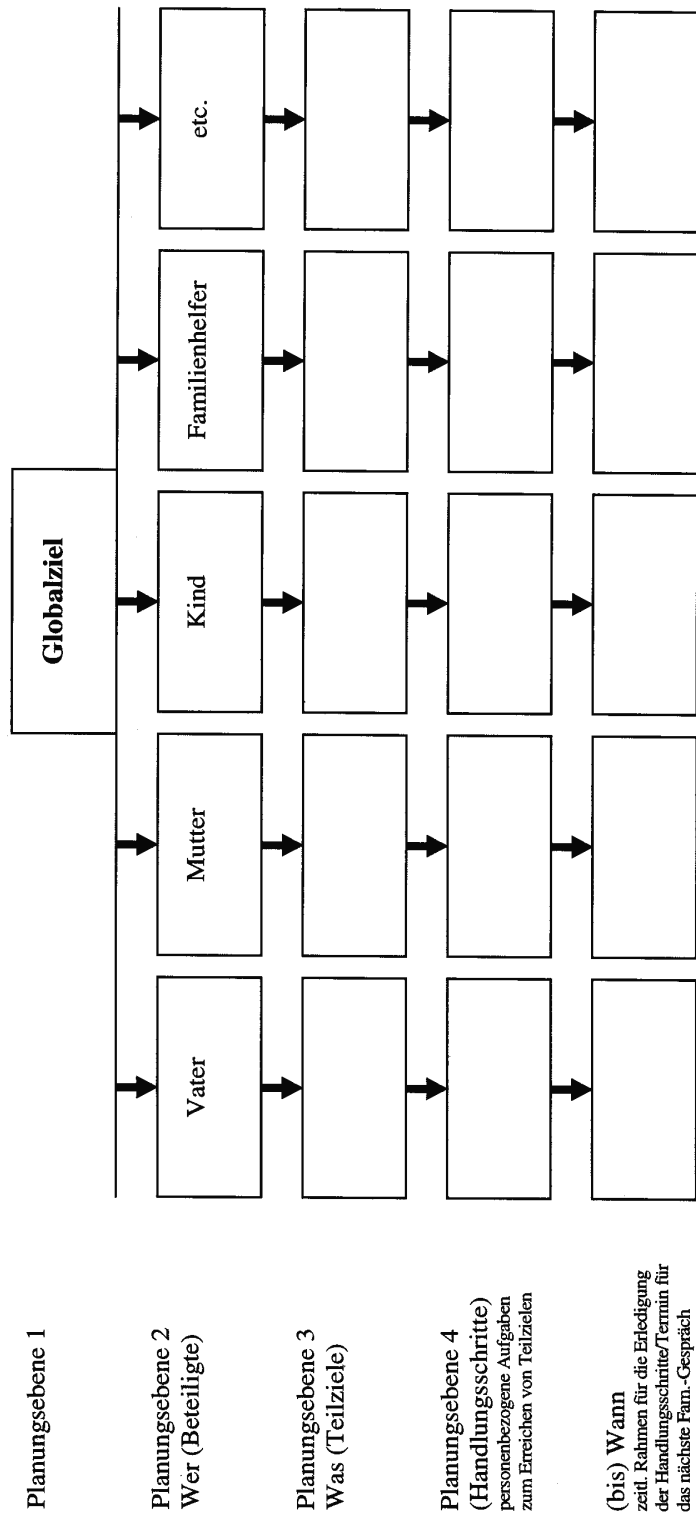


Abbildung 3

© Prof. Dr. Marga Rothe

Reflexion und Planung der Alltagsgestaltung

1. Tagespflichten
2. Wochenpflichten
3. „Zeitlose“ Pflichten

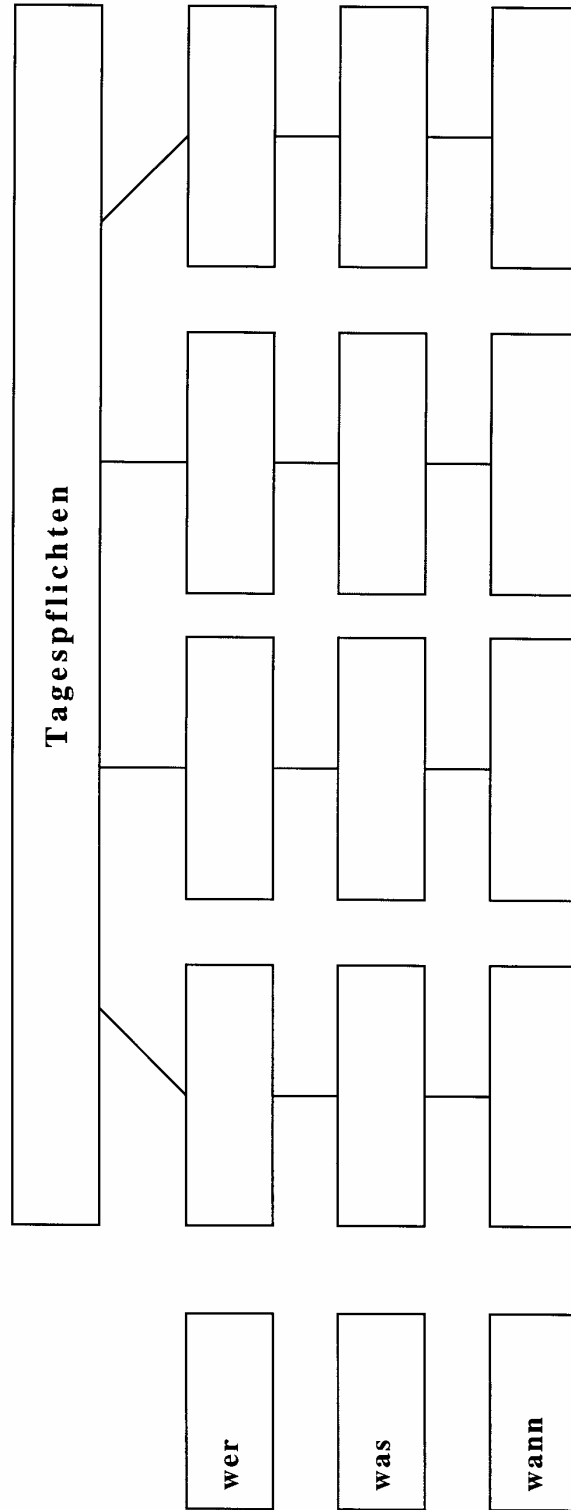
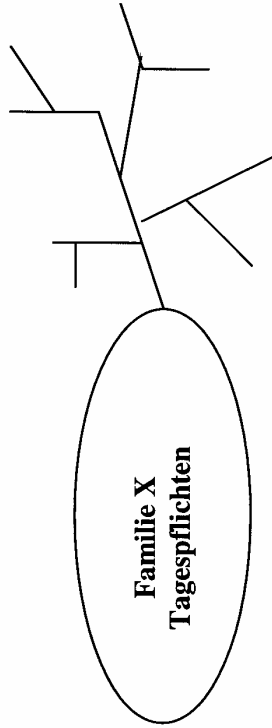


Abbildung 4

Um eine kontinuierliche Arbeit zu gewährleisten, dürfen wir die Akquisition neuer Familien nicht außer Acht lassen. Entgelt bekommen wir für die einzelnen von uns betreuten Familien. Daher müssen wir rechtzeitig Akquisition betreiben, denn sonst haben wir einen Verdienstausschlag und Probleme, die Gehälter zu zahlen.

Die Familie muss eine attraktive Lebensform bleiben, die erstrebenswert ist und in der Entwicklungsmöglichkeiten nicht nur für Kinder, sondern auch für Eltern, gegeben sind. Familienpolitik ist nicht eine Frage, die am Rande gelöst werden kann. Sie ist eine zentrale Überlebensfrage unserer Gesellschaft. Jeder, der sich mit Familienförderung befasst, befasst sich mit der Zukunft unserer Gesellschaft.

Gelingt es den Eltern den Alltag zu bewältigen und die Kinder in das soziale Umfeld zu integrieren, ihnen die Teilnahme zu ermöglichen an interessanten und für sie attraktiven Angeboten im Gemeinwesen,

- dann gelingt das vertrauensvolle Hineinwachsen in diese Welt,
- dann wird der Familienalltag zu einem Austausch froher Erlebnisse,
- dann werden die Anforderungen des Alltags nicht mehr als Last empfunden, sondern als willkommene und lösbare Herausforderungen.

Alltagsbewältigung und Integration sind erstrebenswerte Ziele, die das Familienleben und damit die Entwicklung der Kinder positiv gestalten.

Ohne die Familie gibt es keine Zukunft!

Die Ambulante Intensive Begleitung – ein Überblick über den Ansatz

THOMAS MÖBIUS

Geschäftsführer des Instituts für Soziale Praxis, Rauhes Haus Hamburg

Der Ansatz der Sozialen Arbeit, den ich Ihnen heute vorstellen möchte, knüpft an ursprünglich in den USA entwickelten Konzepten der sozialen Unterstützung und des Empowerments an. In den Achtzigerjahren wurde in den Niederlanden von dem Büro Instap ein Konzept erstellt, um dort in den Großstädten auf das Phänomen einer wachsenden Delinquenz- und Gewaltentwicklung bei Jugendlichen – hier vor allem von Jugendlichen marokkanischer Herkunft – zur reagieren. Seither ist dieser Ansatz in den Niederlanden unter der Bezeichnung „Instap-Ansatz“ oder auch „Nieuwe Perspectieven“ von zahlreichen Kommunen übernommen worden. Auf der Suche nach innovativen Konzepten für den Umgang mit „Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen“ ist das Institut des Rauhen Hauses für Soziale Praxis (isp) zusammen mit dem Deutschen Jugendinstitut Ende der Neunzigerjahre auf das niederländische Instap-Konzept aufmerksam geworden und hat einen Transfer der Idee in die deutsche Jugendhilfe vorgeschlagen. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat das isp darauf hin beauftragt, den Ansatz zu übertragen und zu erproben. Dies geschah in fünf Kommunen (in Dortmund, Leipzig, Magdeburg, Nürnberg und dem Landkreis Harburg) in den Jahren 1998 bis 2002. Das Produkt dieses Transfers wird von uns als Ambulante Intensive Begleitung (AIB) bezeichnet.

Die konzeptionellen Bestandteile wie auch das methodische Vorgehen der Ambulanten Intensiven Begleitung lassen sich kurz darstellen. AIB basiert weder auf einer neuen „Schule“ der Sozialarbeit noch bedarf es zur praktischen Umsetzung eines komplexen Instrumentariums. Der Ansatz hat eher einen pragmatischen Charakter und zeichnet sich durch seine Klarheit und Strukturiertheit aus. Die im AIB-Konzept miteinander kombinierten methodischen Elemente:

- Netzwerkarbeit,
- Empowerment,
- Ressourcenorientierung,
- Lösungsorientierung und
- zeitliche Befristung

sind in der Sozialarbeit bekannt, sind in AIB jedoch in einer bisher nicht praktizierten Art und Weise miteinander kombiniert worden. Das Innovative von AIB liegt dabei in der Zusammenstellung der benutzten Instrumente und Methoden, ihrer konsequenten Zentrierung auf ein Ziel und ihrer Strukturiertheit, hier vor allem der zeitlichen Befristung auf drei Monate sowie ihrer Orientierung nach „außen“.

AIB hat bei einem konsequenten Einsatz eine Veränderung der professionellen sozialpädagogischen Haltung zur Folge, die sich nicht unbedingt auf den ersten Blick erschließt, aber spätestens mit Beginn der AIB-Praxis deutlich wird. AIB ist kein Ansatz, der auf die Wirkung der Beziehungspädagogik setzt und/oder auf die Initiierung ent-

wicklungspsychologischer Prozesse bei Jugendlichen ausgerichtet ist, dies wäre bei einem vorgegebenen Zeitraum von drei Monaten auch vermessen. Die Änderung der Haltung heißt auch, dass die Funktion der Professionellen und deren Sicht auf die Fallarbeit in der AIB neu definiert werden muss. Bei AIB geht es primär um die Vermittlung von intensiven und tragfähigen Kontakten nach „außen“ – und damit in ein Unterstützungssystem jenseits der Jugendhilfe und nicht um die Gestaltung der Betreuungskontakte im Binnensystem Jugendhilfe zwischen den Jugendlichen und ihren professionellen Helfern.

Die **Grundannahmen** der Ambulanten Intensiven Begleitung (AIB) lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Kinder und Jugendliche mit auffälligem Verhalten haben häufig ihr ursprüngliches soziales Umfeld zum Teil oder vollständig verlassen. Das Fehlen des stabilisierenden Umfeldes kann auslösend für auffälliges Verhalten sein bzw. dieses verstärken.
- Grundlage für ein stabiles soziales Umfeld sind unterstützende Kontakte. Die (Re-) Integration der Jugendlichen in ein Netzwerk mit Kontakten, die von ihnen positiv eingeschätzt werden, hilft, auffälliges Verhalten zu verhindern.
- Die professionelle Unterstützung in Form einer AIB lässt sich auf einen Zeitraum von drei Monaten begrenzen. In diesem Zeitraum lässt sich ein stabilisierendes Umfeld aktivieren.

Das **Ziel** der Ambulanten Intensiven Begleitung ist es, das stabilisierende soziale Umfeld des Jugendlichen (wieder) herzustellen. Die wiedergewonnene Stabilität soll Jugendliche langfristig von weiterem auffälligen Verhalten abhalten bzw. das Maß der Auffälligkeiten reduzieren. Im Anschluss an eine AIB soll möglichst keine weitere Maßnahme der Hilfen zur Erziehung (HzE) folgen. So genannte Jugendhilfekarrieren sollen dadurch unterbrochen bzw. vermieden werden.

Bei der Formulierung der Grundannahmen der Ambulanten Intensiven Begleitung zur Beschreibung des indizierten Verhaltens von Jugendlichen haben wir den Terminus „auffälliges Verhalten“ gewählt. Wir haben uns gerade für diesen Begriff entschieden, da er sich unserer Meinung nach gut dafür eignet, die professionelle Haltung und das Fallverständnis bei AIB zu verdeutlichen:

- Der AIB-Ansatz basiert auf einem „**ganzheitlichen**“ **Fallverstehen**, dass das soziale Umfeld, in dem das so genannte auffällige Verhalten entstanden ist, von Anfang an zu gleichen Teilen mit einbezieht. Mit der Begriffswahl „auffälliges Verhalten“ soll Folgendes verdeutlicht werden: Das Verhalten wird primär nicht einer individuellen (Entwicklungs-)Problematik eines jungen Menschen zugeordnet und entsprechend diagnostiziert und im Rahmen eines Betreuungskonzeptes „bearbeitet“. Bei AIB wird das Verhalten vor allem in seinem sozialen Kontext gesehen und dort belassen und – so weit wie möglich wertneutral gesehen – als Bestandteil eines „Arbeitsauftrags“ an das AIB-Team definiert.

Die Verwendung anderer Termini wie „abweichendes Verhalten“ oder „Problemverhalten“ impliziert hingegen eine deutlich negativ geprägte und normative professionelle Haltung gegenüber dem Verhalten der Jugendlichen. Diese wiederum fördert

eine Problemorientierung und Individualisierung in der sozialpädagogischen Fallarbeit, die bei AIB durchbrochen werden soll.

- „Auffälliges Verhalten“ umschreibt ein breites Spektrum von möglichen Verhaltensformen, die Anlass für eine Ambulante Intensive Begleitung sein können. Delinquenz in den unterschiedlichsten Ausprägungen, (drohende) Obdachlosigkeit, Abbrüche der Schulbesuche bzw. der Ausbildungsverhältnisse, massive Konflikte im direkten sozialen/familiären Umfeld wie auch Isolation und/oder aktives Verlassen des sozialen Umfeldes können Anlässe für AIB sein.

Die Subsumierung dieser Verhaltensweisen unter dem Begriff „*abweichendes Verhalten*“ würde das Verständnis einer stark normativen Sozialarbeit fördern, die von einem fest umschriebenen Verhaltenskodex geprägt ist. Dieser orientiert sich wiederum an gesellschaftlichen Normen, die von den Jugendlichen, die mit AIB in Kontakt kommen, nicht eingehalten werden können, da sie häufig nicht über die dafür notwendigen Ressourcen und sozialen Kompetenzen verfügen. AIB hingegen ist nicht an gesellschaftlichen Idealbildern ausgerichtet. Mit Hilfe der Ambulanten Intensiven Begleitung sollen die individuell zur Verfügung stehenden und aktivierbaren Ressourcen im Lebensfeld der Jugendlichen nutzbar gemacht werden.

Ergebnis dieses Prozesses soll nicht ein normiertes, gesellschaftlich angepasstes Verhalten sein, sondern die Optimierung der individuellen und sozialen Kompetenzen des Einzelnen in seinem sozialen Umfeld. AIB stellt nicht Verhaltensabweichung, sondern die Suche und den Aufbau sozialer Unterstützung in den Vordergrund der sozialpädagogischen Interventionen.

Grundsätzlich gilt: Mit AIB sollen junge Menschen, die sich auffällig verhalten, erreicht werden. Entscheidend für die Aufnahme einer Ambulanten Intensiven Begleitung sind zwei Dinge:

- Erstens die Bereitschaft des Jugendlichen, etwas in seinem Leben verändern zu wollen – und nicht die (sozialpädagogische) Diagnose einer spezifischen Problemkonstellation, für die die Maßnahme geeignet sein könnte.
- Zweitens die professionelle Einschätzung, ob für den Jugendlichen Formen sozialer Unterstützung geschaffen werden können. Vor allem die Einschätzung der dem Jugendlichen zur Verfügung stehenden materiellen und immateriellen Ressourcen spielt dabei eine entscheidende Rolle.

AIB ist damit explizit kein zielgruppenspezifisch ausgerichteter Hilfeansatz, sondern richtet den Blick von Anfang an auf die Ressourcen.

Ausnahmen für einen Erfolg versprechenden Einsatz von AIB gibt es bei jungen Menschen, die

- massiv Drogen konsumieren,
- akut psychiatrisch auffällig sind,
- in einem professionell kriminellen Kontext stehen.

AIB kann hier nur schwer „greifen“, da Drogenkonsumenten viel Zeit für die Beschaffung der Drogen benötigen und schon in entsprechenden – zu dem AIB-Ansatz in Konkurrenz stehenden Netzwerken – stark eingebunden sind. Sie haben keine Kapazitäten für den Aufbau eines anderen Netzwerkes. Das Gleiche gilt für Jugendliche in „mafiosen“ Kontexten. Jugendliche mit akut psychiatrischen Auffälligkeiten können sich auf ein solches realitätsorientiertes Vorgehen wie bei AIB nicht konzentrieren, für sie ist AIB zu pragmatisch angelegt.

Was heißt nun Ambulante Intensive Begleitung (AIB)?

AIB ist ein Ansatz, in dem Elemente der Netzwerkarbeit, der Gemeinwesenarbeit, der ambulanten Betreuung wie auch Ansätze systemisch orientierter (und damit lösungsorientierter) Sozialarbeit und flexibler Hilfestellung einfließen. Das Konzept basiert auf der Entwicklung und Wirkung von zwei miteinander in Beziehung zu setzenden Netzwerken: das von dem AIB-Team initiierte **institutionelle Netzwerk** und das **individuelle Netzwerk** der Jugendlichen. Zusammen ergeben die beiden Netzwerke das Problemlösenetzwerk, das individuell für jeden Jugendlichen erarbeitet werden muss.

- Das **institutionelle Netzwerk** setzt sich wie folgt zusammen: In den Kommunen wird mit der Gründung eines AIB-Teams die Bildung eines institutionellen Netzwerkes aus circa 15 bis 25 Personen aus den Bereichen Arbeit, Wohnen, Ausbildung, Freizeit, Justiz etc. initiiert. In dem Netzwerk sind alle Institutionen vertreten, die zur erfolgreichen Unterstützung des Jugendlichen einen Beitrag leisten können. Die Mitglieder des Netzwerkes sollen den Jugendlichen unbürokratisch und institutionsübergreifend Hilfestellung bieten bzw. sich dafür einsetzen, dass dies geschieht. Sie werden zu Beginn mit dem AIB-Ansatz vertraut gemacht. Das institutionelle Netzwerk wird über die Fallarbeit informiert und als Förderungs-, Beratungs- und Informationsgremium genutzt. In der Einzelfallarbeit kontaktiert der AIB-Mitarbeiter die Netzwerkmitglieder je nach Bedarfslage und entwickelt mit ihm/ihr schnelle, unbürokratische Lösungen für den Jugendlichen.
- Das **individuelle Netzwerk** wird wie folgt zusammengesetzt: Der Jugendliche analysiert zu Beginn der AIB mit den AIB-MitarbeiterInnen seine aktuellen sowie die in seiner Vergangenheit erlebten sozialen Kontakte. Die Personen, zu denen ein für den Jugendlichen positiver Kontakt bestanden hat oder noch besteht, bilden das Grundgerüst des individuellen Netzwerkes. Dieses wird vom AIB-Team zusammen mit dem Jugendlichen vor Ort aufgesucht und angesprochen. Die Netzwerkpartner werden gebeten, sich für den Jugendlichen zu engagieren, das heißt sie auf der Grundlage von dezidierten gemeinsamen Vereinbarungen zu unterstützen und/oder sich persönlich für sie einzusetzen. Hierfür werden konkrete Absprachen formuliert. Können nicht genügend Netzwerk-Akteure gefunden bzw. aktiviert werden, wird versucht, ein neues Netzwerk aufzubauen.

Die Strukturellen Rahmenbedingungen der Arbeit

Die Ambulante Intensive Begleitung (AIB) ist ein Angebot der Jugendhilfe im Rahmen der ambulanten Hilfen bzw. der Jugendsozialarbeit. Als HzE-Maßnahme erfolgt die Vermittlung der Jugendlichen an die AIB-Teams über die Allgemeinen Sozialen Dien-

te (ASD) bzw. die Jugendgerichtshilfe. AIB wird in einem Team von vier sozialpädagogischen Fachkräften angeboten. Durch die zeitliche Befristung auf drei Monate unterscheidet sich AIB grundsätzlich von anderen (ambulanten) HzE-Maßnahmen. Die Verlängerung von AIB über den Zeitraum von drei Monaten ist dann möglich, wenn die Jugendlichen den vorgegebenen Zeitrahmen unterbrechen müssen. Die Gründe für diese „Auszeiten“ sind begrenzt auf: Kuren, Krankenhausaufenthalte, Drogen-Entzug, Haft sowie Auszeiten, die mit dem AIB-Team individuell vereinbart werden.

AIB verläuft grundsätzlich in drei Phasen: **Kontakt-, Intensiv- und Kontrollphase**. Kontakt- und Intensivphase bilden den Kern der Maßnahme und werden nach circa drei Monaten beendet. Die Kontrollphase besteht aus drei so genannten Kontrollterminen nach drei, sechs und zwölf Monaten nach der Beendigung der AIB. Kontakt- und Intensivphase zeichnen sich durch (zeit)intensive Kontakte zu dem Jugendlichen und seinem sozialen Umfeld aus. Der Übergang von der zweiwöchigen Kontakt- zur Intensivphase wird durch einen Vertrag zwischen den Jugendlichen und den AIB-MitarbeiterInnen gekennzeichnet. Während der Kontakt- und Intensivphase werden die Jugendlichen kontinuierlich und intensiv von einem Mitarbeiter begleitet. Maximal werden drei Jugendliche in der Intensivphase von einem AIB-Mitarbeiter begleitet. Bestandteil der Begleitung ist auch eine „Rund-um-die-Uhr-Ansprechbarkeit“, die in Krisensituationen von den Jugendlichen genutzt werden kann.

Der AIB-Ansatz wurde entgegen der niederländischen Konzeption nicht lokal (stadtteilbezogen) begrenzt, sondern regional (das heißt in der gesamten Kommune oder großen Teilen der Stadt) angeboten. Die lokale Zuständigkeit der Teams wurde in der Projektphase aufgegeben, um die Auslastung der AIB-Teams mit „Fällen“ zu gewährleisten. Ein vierköpfiges AIB-Team bearbeitet im Jahr circa 50 – eine Fallzahl, die von den ASDs nur in entsprechend großen Räumen vermittelt werden kann. AIB ist eine (zeit)intensive Arbeitsform mit einer zeitlichen Befristung. Dies wird ermöglicht durch:

- Den hohen Zeitaufwand für die Jugendlichen und ihr soziales Umfeld (es stehen circa neun Stunden pro „Fall“ in der Woche zur Verfügung).
- Das möglichst tägliche Aufsuchen der Jugendlichen und der Netzwerkpartner in ihrem Umfeld.
- Die zeitnahe Dokumentation der Fallarbeit und der Netzwerkaktivitäten, unter anderem mit Hilfe eines speziell entwickelten EDV-Programms.

Die Arbeitsweise und Methoden der Ambulanten Intensiven Begleitung

AIB verfolgt, wie schon gesagt, das Ziel, Jugendliche in ihrem sozialen Umfeld ohne weitere unterstützende Jugendhilfemaßnahmen zu stabilisieren und (weiteres) auffälliges Verhalten zu vermeiden. Die konkreten individuellen Ziele von AIB werden zwischen den Jugendlichen und den AIB-MitarbeiterInnen ausgehandelt. Im Mittelpunkt der Zielformulierung stehen die Lebenswelt der Jugendlichen, die dort einem gelungenen Alltag entgegenstehenden Probleme und Konflikte und die in diesem Kontext realisierbaren Ziele. Eine individuelle wie auch soziale Stabilisierung der Jugendlichen wird auf zwei Ebenen verfolgt:

- **Netzwerkebene:** Die AIB-MitarbeiterInnen bauen während der Begleitung mit jedem Jugendlichen ein Netzwerk individueller und (semi-)professioneller Helfer auf, die über AIB hinaus dem Jugendlichen zur Verfügung stehen. Die Größe des Netzwerkes und seine Zusammensetzung variiert von Fall zu Fall.
- **Problemlösungsebene:** Die AIB-MitarbeiterInnen entwickeln gemeinsam mit dem Jugendlichen Lösungen für die existenzielle Grundsicherung und für die anstehenden sozialen Konflikte und planen mit ihm zusammen die Veränderung seiner Lebensbedingungen. Die notwendigen Lösungsschritte werden mit den Jugendlichen individuell erarbeitet und in einem Vertrag möglichst schriftlich formuliert.

Beide Aktionsebenen sollen im Verlauf der AIB zu einer Sicherung der existenziellen Lebensbedingungen führen. Das individuelle Netzwerk soll im Anschluss an AIB die Funktion übernehmen, diese Lebensbedingungen zu unterstützen.

Der kontinuierliche Kontakt zwischen den Jugendlichen und den AIB-MitarbeiterInnen endet mit Abschluss der Intensivphase nach circa drei Monaten. In der Kontrollphase werden die Kontakte mit dem Jugendlichen zwei, sechs und zwölf Monate nach Beendigung der Intensivphase wieder aufgenommen. Ziel der erneuten Kontaktaufnahme in Form dieser Kontrolltermine ist es,

- festzustellen, wie stabil die Jugendlichen sind, ob das Netzwerk genutzt wird und ob eine weitere Intensivphase erwünscht wird;
- konkrete Hilfestellungen zu vermitteln (gegebenenfalls durch eingeschränkte Interventionen);
- auf Netzwerkpartner und Ressourcen aufmerksam zu machen, die den Jugendlichen nach Beendigung der Intensivphase möglicherweise zur Verfügung stehen.

Die Bearbeitung neuer Probleme soll vermieden werden, um AIB nicht indirekt in eine langfristige ambulante Hilfe zu überführen.

Nach Einschätzungen in der Kontrollphase durch die MitarbeiterInnen der AIB-Teams bleiben die Jugendlichen auch in den ersten Monaten nach Beendigung von AIB stabil. Nur in ganz wenigen Einzelfällen wurde bisher eine zweite AIB-Maßnahme angeboten. Von den 296 Jugendlichen, die AIB in dem Projektzeitraum begonnen hatten, beendeten insgesamt 64 Prozent die Maßnahme, 28 Prozent brachen AIB ab, die restlichen acht Prozent waren zum Zeitpunkt der Erhebung noch in der Maßnahme (im Vergleich zu anderen Formen ambulanter Hilfe ist diese Abbruchquote eher niedrig (vgl. Schmidt 2000)). Der Prozentsatz der Jugendlichen, die im Anschluss an AIB in keine weiteren Hilfen zur Erziehung vermittelt werden, betrug über den Gesamtzeitraum 79 Prozent. Wenn es zu Anschlusshilfen kam, handelte es sich meistens um ambulante Hilfen (10 Prozent), nur in wenigen Fällen kam es zu einer stationären Unterbringung (4 Prozent).

Das Projekt wurde vor zwei Jahren beendet. Seither haben die meisten der Projektstandorte AIB weiter in ihrem Angebot. Auch wenn es strukturelle Veränderungen gegeben hat, ist das AIB-Konzept, so wie es in der Projektphase entwickelt worden ist, dort erhalten geblieben. Die Jugendhilfe durchläuft in den letzten Jahren einen tief greifenden Veränderungsprozess. Netzwerk- und Ressourcenkonzepte stehen hoch im Kurs,

aber auch Sparzwänge und eine Unsicherheit und Skepsis gegenüber neuen Methoden. Für die Zukunft wird es spannend sein zu sehen, welche Bedeutung AIB im Kontext der HzE-Angebote – und vor allem in einer sich verändernden, zunehmend sozialräumlich orientierenden Jugendhilfe – erlangen wird.

Literatur:

Schmidt, Martin H., 2000: Neues für die Jugendhilfe? Ergebnisse der Jugendhilfe-Effekte-Studie, in: Deutscher Caritasverband e.V. und Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen e.V. (BVkE) (Hg.). Freiburg/Breisgau

Literaturhinweise

Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg (Hrsg.)
Von wegen Privatsache ... Erziehungspartnerschaft zwischen Familie und Gesellschaft.
Stuttgart (2004); 241 S.

Albert-Maier, Angelika
Ein „Sonderfall“ und die Wirksamkeit neuer Ideen. Aus der Praxis der Sozialpädagogischen Familienhilfe.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -, 77 (2000); Nr. 5; S. 301-310

Balluseck, Hilde von (Hrsg.)
Familien in Not. Wie kann Sozialarbeit helfen?
Freiburg/Breisgau: Lambertus (1999); 281 S.; ISBN 3-7841-1157-2

Balluseck, Hilde von; Liebenow, Cathleen; Masalsky, Kolja
Ist Sozialarbeit eine Hilfe? Eine Fallstudie zur Arbeit im sozialpädagogischen Dienst.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 54 (2002); Nr. 7+8; S. 342-349

Balluseck, Hilde von; Schäfer, Susan
Ja, ist denn denen noch zu helfen? Der Fall der Familie Schladel.
In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 2; S. 18-28

Bayern, Bayerisches Staatsministerium für Arbeit, Sozialordnung, Familie und Frauen, München (Hrsg.)
Smolka, Adelheid
Innovative Ansätze in der Eltern- und Familienbildung. Modellprojekte in Bayern. Dokumentation.
München (2003); 80 S.

Beck-Nauerth, Gerlinde
Familienaktivierungsmanagement (FAM). Ein Praxisbericht.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -, 79 (2002); Nr. 4; S. 207-211

Bongers, Karin; Thoma, Sabine; Weyers, Bernd
Bei Hempels unterm Sofa. Eine Fundgrube für aufsuchende systemische Familienarbeit.
In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 24 (1999); Nr. 11; S. 25-33

Bünder, Peter
Geld oder Liebe? Verheißungen und Täuschungen der Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit.
Münster: Lit Verlag (2002); 264 S.; ISBN 3-8258-5897-9

Bünder, Peter

„Ich sehe was, was Du (leider) nicht siehst!“ Über Schwierigkeiten beim Umgang mit Ressourcen.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 6; S. 298-307

Conen, Marie- Luise

Aufsuchende Familientherapie - eine ambulante Hilfe für Multiproblemfamilien.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 24 (1999); Nr. 4; S. 35-39

Conen, Marie- Luise (Hrsg.)

„Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden“. Aufsuchende Familientherapie.

Heidelberg: Carl Auer Systeme (2002); 238 S.; ISBN 3-89670-299-8

Deutsches Jugendinstitut e.V. -DJI-, Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention, München (Hrsg.)

Nachbarn lernen voneinander. Modelle gegen Jugenddelinquenz in den Niederlanden und in Deutschland.

München (2002); 148 S.

(Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention; 6)

Dunkel, Silvia; Loderer, Petra; Rottler, Claudia

Arbeit mit Eltern in der stationären Jugendhilfe. Gruppenarbeit mit Herkunftseltern.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 3; S. 132-138

Erath, Peter

Sozialarbeit als gute Tat und effiziente Praxis – Perspektive einer zukunftsfähigen Theorie der Sozialarbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 3; S. 30-36

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)

Familienaktivierende Konzepte.

Hannover (1997); 100 S.; ISSN 0943-4984

(EREV-Schriftenreihe; 4/97)

Fatke, Reinhard; Hornstein, Walter; Lüders, Christian; Winkler, Michael (Hrsg.)

Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis.

Weinheim: Beltz (1999); ISBN 3-407-41140-5

(39. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik)

Feddeler, Torsten; Würffel, Michael

Familienaktivierung - eine Bilanz.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 51 (1999); Nr. 5; S. 216-220

Feddeler, Torsten; Würffel, Michael

Familienaktivierung: Stärken stärken - Schwächen schwächen.

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 74 (1997); Nr.1; S. 29-32

Frankfurt/Main, Jugendamt (Hrsg.)

Daheim statt ins Heim. (Frankfurter Modell der „Stationären Familienbetreuung“).

Frankfurt/Main (1999)

Bezugsadresse: Jugendamt der Stadt Frankfurt/Main, Stationäre Dienste, 60275 Frankfurt/Main

Früchtel, Frank; Budde, Wolfgang

Familienkonferenzen oder: Ein radikales Verständnis von Betroffenenbeteiligung.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 28 (2003); Nr. 3; S. 12-21

Früchtel, Frank

Die Moral des Verfahrens: Family Group Conferences als Alternative zum Hilfeplangespräch?

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 8 (2002); Nr. 1; S. 13-19

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Familie im Mittelpunkt. Handbuch effektives Krisenmanagement für Familien.

Regensburg: Walhalla (1998); 320 S.; ISBN 3-8029-7465-4

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Familie im Mittelpunkt. Hilfe für Kinder und Familien in der Krise.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 22 (1997); Nr. 9; S. 46-48

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Familie im Stadtteil (FiS). Niederschwellige Hilfe für junge Familien in der Nachbarschaft.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 25 (2000); Nr. 9; S. 30-35

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Inhomeservice. Eine neue Herausforderung für die Soziale Arbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 24 (1999); Nr. 11; S. 14-24

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Motivierende Sozialarbeit. Ein Konzept für die Arbeit mit nicht motivierten Klienten und Klientinnen.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10; S. 14-21

Gehrmann, Gerd; Müller, Klaus D.

Was bringt FIM? Erste Kurzauswertung der Bundesarbeitsgemeinschaft „Familie im Mittelpunkt“ (FiM) für Deutschland.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 25 (2000); Nr. 2; S. 61-63

„Hilfe“ um jeden Preis - und wer zahlt drauf? Eine Dokumentation.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 3; S. 115-124

Hoops, Sabine; Permien, Hanna

Die Ambulante Intensive Begleitung (AIB) - Kurzzeit-Krisenintervention mit Dauererfolg? Ergebnisse der Follow-up-Studie.

In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, Hannover: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V.; 14 (2003); Nr. 2, S. 145-147

Kleve, Heiko

Systemische Kontexterklärung in der sozialarbeiterischen Beratung. Handreichung zur Klärung des Kontextes in acht praktischen Schritten.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 3; S. 16-23

Koch, Günther; Lambach, Rolf

Was leisten „Families-First“-Programme? Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung von vier familienorientierten Kriseninterventionsprojekten.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 5 (1999); Nr. 5; S. 301-304

Körkel, Joachim; Drinkmann, Arno

Wie motiviert man „unmotivierte“ Klienten?

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10; S. 26-34

Kreuzer, Max

Handlungsmodelle in der Familienhilfe. Zwischen Networking und Beziehungsempowerment.

Neuwied: Luchterhand (2001); 348 S.; ISBN 3-472-04855-7

Kriener, Martina

„Families First“. Kritische Anmerkungen zu einem viel versprechenden Programm.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 3 (1997); Nr. 1; S. 48-51

Leipzig, Jugendamt (Hrsg.)

Aufsuchende systemische Familientherapie. Eine Projektbeschreibung in drei Phasen.

Leipzig (2003); 86 S.; ISBN 3-935853-13-0

(Jugendamt; 6/02)

Leipzig, Jugendamt (Hrsg.)

Das AIB-Projekt in Leipzig. Ambulante Intensive Begleitung. Ein Bericht.

Leipzig (2002); 62 S.; ISBN 3-935853-13-0

(Jugendamt 5/02)

Liebenow, Hermann

Mehr erziehungsberaterische Familienbildung! Spezielle Bedarfe erfordern offensivere Prävention der Jugendhilfe.

In: Unsere Jugend, München: E. Reinhardt; 54 (2002); Nr. 12; S. 535-542

Lindemann, Karl-Heinz; Funk, Günter

Families First - ein Kriseninterventionsprogramm mit guten Ergebnissen, aber schlechten Realisierungschancen.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 6 (2000); Nr. 3; S. 174-183

Lindemann, Karl-Heinz; Funk, Günter

„Families First“ (FF) als neue Methode der Sozialarbeit - eine kritische Replik.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 49 (1997); Nr. 10; S. 413-425

Loschky, Anne

Mythos Freiwilligkeit. Erfahrungen aus einem Jahr „Aufsuchende Familienberatung“.

In: Informationen für Erziehungsberatungsstellen, Fürth: Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. (2003); Nr. 3; S. 16-20

Machann, Günter; Rosemeier, Claus-Peter

Welche Anforderungen stellen Vernachlässigungsfamilien an Helfer und Hilfesysteme? Praktische Erfahrungen und Perspektiven.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 35 (1997); Nr. 2; S. 101-110

Möbius, Thomas

Ambulante Intensive Begleitung (AIB). Die Integration eines innovativen Ansatzes in die deutsche Jugendhilfe.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 2; S. 108-114

Möbius, Thomas

Ambulante intensive Begleitung (AIB). Kurzbeschreibung und erste Erfahrungen eines Pilotprojekts im Landkreis Harburg.

In: DVJJ-Journal, Hannover: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. -DVJJ-; 11 (2000); Nr. 4; S. 389-390

Möbius, Thomas (Hrsg.); Klawe, Willy (Hrsg.)

AIB - Ambulante Intensive Begleitung. Handbuch für eine innovative Praxis in der Jugendhilfe.

Weinheim: Beltz (2003); 271 S.; ISBN 3-407-55885-6

Müller, Klaus D.; Jährling, Rüdiger; Gehrman, Gerd

„Familie im Mittelpunkt.“ Ein Hilfeprogramm für Familien in Krisen.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 35 (1997); Nr. 5; S. 289-295

Nowak, Ditte

Elternarbeit als „Übersetzungsleistung“.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 5; S. 267-271

Pasquay, Norbert

Über das Bett des Prokrustes und zur Selbstverantwortung der Sozialarbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10; S. 50-53

Pasquay, Norbert

Erfolg und Versagen. Gedanken zu Sisyphos in der Sozialarbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 23 (1998); Nr. 9; S. 14-21

Permien, Hanna; Hoops, Sabine

Empowerment auf dem Prüfstand - das neue Jugendhilfeangebot AIB aus der Sicht der Evaluation.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 2; S. 115-120

Puhlmann, Jürgen

Die Umsetzung des Programms Familie im Mittelpunkt (FIM) in Deutschland.

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 79 (2002); Nr. 4; S. 198-202

Reckert, Wilfried

Hochseilakt und Allerweltsgeschehen. Widerspruchserfahrungen im Erziehungshilfealltag und die professionelle Notwendigkeit der Balance.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 23 (1998); Nr. 9; S. 22-29

Reuter-Spanier, Dieter

Elternarbeit - mit oder gegen Eltern?

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 3; S. 124-131

Römisch, Klaus

Neue Jugendhilfeformen im Kontext der Lebensweltorientierung. Beispiel FSP Familienstabilisierungsprogramm.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 50 (1998); Nr. 4; S. 149-153

Römisch, Klaus; Klein, Erich

Familienaktivierungsmanagement - FAM. Erste praktische Erfahrungen mit der Umsetzung von "Families First" in Deutschland.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 3 (1997); Nr.1 ; S. 44-47

Römisch, Klaus; Schorr, Klaus Werner

Familienstabilisierungsprogramm - FSP.

In: Jugendwohl, Freiburg i.Br.: Lambertus; 79 (1998); Nr. 7/8; S. 322-325

Rothe, Marga

Das Heidelberger Modell der Sozialpädagogischen Familien- und Erziehungshilfe. Von der Alltagsbewältigung zur Integration.

In: Zentralblatt für Jugendrecht, Köln: Heymann; 87 (2000); Nr. 11; S. 20-24

Rothe, Marga

Die Bedeutung der Förderung von Elterninteresse und Elternbeteiligung.

In: Zentralblatt für Jugendrecht, Köln: Heymann; 88 (2001); Nr. 12; S. 464-466

Schneewind, Klaus A.

„Freiheit in Grenzen“ - ein Konzept zur Stärkung elterlicher Erziehungskompetenzen.

In: IKK-Nachrichten, München: Deutsches Jugendinstitut e.V. (2003); Nr. 1; S. 9-12

Schuster, Eva Maria

Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH). Aspekte eines mehrdimensionalen Handlungsansatzes für Multiproblemfamilien.

Frankfurt/Main: Lang (1997); 227 S.; ISBN 3-631-31623-2

(Europäische Hochschulschriften. Reihe 11 - Pädagogik; 712)

Schwerpunktthema: Elternarbeit – Arbeit mit Eltern?

In: Jugendhilfe, Neuwed: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 3

Schwerpunktthema: Familie zuerst!? „Families First“ - Hilfen für Familie in Krisen.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 2 (1996); Nr. 5; S. 210-229

Schwerpunktthema: Mit Eltern. Neue Wege in der Präventionsarbeit.

In: pro Jugend, München: Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstellen Bayern (2003); Nr. 1; S. 4-23

Schwerpunktthema: Unmotivierte Klienten.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10

Schwerpunktthema: Hilfe frei Haus.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 24 (1999); Nr. 11

Schwerpunktthema: Alles umsonst?!

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 23 (1998); Nr. 9

Seiler, Katharina

Familien wirksam helfen. Das Familienaktivierungsmanagement setzt auf Empowerment.

In: Blätter der Wohlfahrtspflege, Stuttgart: Wohlfahrtswerk für Baden-Württemberg; 148 (2001); Nr. 7+8; S. 161-163

Skotnik, Matthias

Ein intensives Kriseninterventionsprogramm für Familien in Frankfurt/Main das Modellprojekt IKip von AGORA e.V.

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 4 (1998); Nr. 3; S. 176-182

Straß, Uwe

„Irgendwie ist Herr Müller doch gestört!“ Über Minenfelder der Sozialen Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 29 (2004); Nr. 3; S. 48-56

Struck, Norbert

Qualitätsentwicklung und Beschwerdemanagement in Einrichtungen der Jugendhilfe - eine Zwischenbilanz und eine Empfehlung.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 4; S. 201-206

Tischner, Wolfgang

Eltern- und Familienarbeit im Heim.

In: SOS-Dialog, München: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V.; 8 (2002); S. 44-46

Unterstützung von Familien in Krisensituationen. Ein Leitfaden für die Gewährung familienunterstützender Hilfen.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt/Main: Selbstverl.; 83 (2003); Nr. 4; S. 127-131

Verein für sozialpädagogische Modelle e.V. -VSM-, Frankfurt/Main

Frankfurter Modell der "Stationären Familienbetreuung".

In: AFET Mitglieder-Rundbrief, Hannover: Arbeitsgemeinschaft für Erziehungshilfe e.V. -AFET- (1999); Nr. 3; S. 29-31

Wegehaupt, Hildegard

Kommunikation in den Familien verbessern mit Video-Home-Training. Entwicklungen einer neuen Methode in Westfalen.

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 79 (2002); Nr. 4; S. 203-206

Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.)

Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstverständnisses. Beruf und Identität.

Freiburg: Lambertus (1995); 172 S.; ISBN 3-7841-0775-3.

Wolf, Klaus

Familien als Adressaten sozialpädagogischer Interventionen.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 5; S. 260-266

In der Reihe „Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe“ bisher erschienene Titel

- 1. Eingliederung seelisch behinderter Kinder und Jugendlicher in die Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 30./31.3.1995. Berlin 1995
kostenlos im Internet verfügbar
- 2. Jugendhilfeplanung - ein wirksames Steuerungsinstrument der Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 18./19.5.1995. Berlin 1995
kostenlos im Internet verfügbar
- 3. Anforderungen der Jugendhilfe an neue Steuerungsmodelle**
Dokumentation der Fachtagung am 28./29.8.1995. Berlin 1996
kostenlos im Internet verfügbar
- 4. Aufgaben, Kompetenzen, Strukturen und Arbeitsweisen von Jugendhilfeausschüssen**
Dokumentation der Fachtagung am 24./25.11.1995. Berlin 1996
kostenlos im Internet verfügbar
- 5. Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen im Wandel:
Neue Anforderungen an Jugendhilfe und Schule“**
Dokumentation der Fachtagung am 26./27.1.1996. Berlin 1996
kostenlos im Internet verfügbar
- 7. Jugendarbeitslosigkeit - was tun?! Jugendhilfe und Sozialamt,
Arbeitsverwaltung und Wirtschaft als Partner bei der Sicherung
beruflicher Perspektiven junger Menschen**
Dokumentation der Fachtagung am 21./22.5.1996. Berlin 1997
kostenlos im Internet verfügbar
- 8. Verwaltungsmodernisierung - Standpunkte und Entwicklungen
in der Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 25./26.11.1996. Berlin 1997
kostenlos im Internet verfügbar
- 9. Eingliederung seelisch behinderter Kinder und Jugendlicher
in die Jugendhilfe. Erfahrungen – Probleme – Entwicklungen**
Dokumentation des Workshops am 2.-4.9.1996. Berlin 1997
kostenlos im Internet verfügbar
- 10. Kinder-Leben in der Stadt**
Dokumentation der Fachtagung am 22./23.1.1997. Berlin 1997
kostenlos im Internet verfügbar

- 11. Flexibilisierung und Steuerung im Bereich der Hilfen zur Erziehung**
Dokumentation der Fachtagung am 18./19.10.1996. Berlin 1997
kostenlos im Internet verfügbar
- 12. Aufgaben und Möglichkeiten der Jugendhilfe bei der Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt gegen Kinder**
Dokumentation der Fachtagung am 6.-7.6.1997. Berlin 1998
kostenlos im Internet verfügbar
- 13. Jugendhilfeausschuss und kommunale Jugendpolitik**
Dokumentation der Fachtagung am 28.2./1.3.1997. Berlin 1998
kostenlos im Internet verfügbar
- 14. Die Reform des Kindschaftsrechts – Auswirkungen auf die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 12./13.12.1997. Berlin 1998
kostenlos im Internet verfügbar
- 15. Netzwerk Kriminalprävention – was kann Jugendhilfe leisten?**
Dokumentation der Fachtagung am 19./20.9.1997. Berlin 1998
kostenlos im Internet verfügbar
- 16. Die Beratung im Kontext von Scheidungs-, Sorgerechts- und Umgangsrechtsverfahren: Anforderungen an Strukturen und Formen der Kooperation von Familiengericht, Jugendhilfe und Anwaltschaft**
Dokumentation der Fachtagung am 24./25.9.1998. Berlin 1999
kostenlos im Internet verfügbar
- 17. ... und schuld ist im Ernstfall das Jugendamt. Probleme und Risiken sozialpädagogischer Entscheidungen bei Kindeswohlgefährdung zwischen fachlicher Notwendigkeit und strafrechtlicher Ahndung**
Dokumentation der Fachtagung am 16./17.11.1998
Berlin 1999, 110 S., DIN A4, ISBN 3-931418-21-9
Preis: 7,00 Euro
- 18. Partnerschaftliche Kooperation oder marktwirtschaftlicher Wettbewerb? - Zur Zukunft des Zusammenwirkens von öffentlicher und freier Jugendhilfe**
Dokumentation des 1. Berliner Diskurses zur Jugendhilfe 11./12.12.1998
Berlin 1999, 109 S., DIN A4, ISBN 3-931418-20-0
Preis: 7,00 Euro
- 19. Hilfen von Anfang an. Unterstützung von Familien als interdisziplinäre Aufgabe**
Dokumentation der Fachtagung am 23./24.4.1999
Berlin 1999, 163 S., DIN A4, ISBN 3-931418-22-7
Preis: 7,00 Euro
- 20. Was tun mit den Schwierig(st)en?**
Dokumentation der Fachtagung am 21./22.6.1999
Berlin 1999, 205 S., DIN A4, ISBN 3-931418-23-5
Preis: 7,00 Euro

- 21. Lokale Agenda 21 – Gestaltungsmöglichkeiten für Jugendhilfe und Schule – Herausforderung für die Kommunalpolitik?**
Dokumentation der Fachtagung am 1./2.10.1999.
Berlin 2000, 182 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-24-3; Preis: 7,00 Euro
- 22. Braucht flexible Jugendpolitik ein neues Jugendamt?**
Dokumentation des 2. Berliner Diskurses zur Jugendhilfe 15.11.1999.
Berlin 2000, 101 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-25-1; Preis: 7,00 Euro
- 23. Verantwortung, Aufgaben und Möglichkeiten der Jugendhilfe zur Sicherung der Chancen junger Menschen auf Ausbildung und Arbeit**
Dokumentation des Workshops am 29./30.11.1999
Berlin 2000, 168 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-26-X; Preis: 7,00 Euro
- 24. Mitwirkung und Beteiligung von Kindern und Jugendlichen – Hindernisse, Probleme, Erfolge**
Dokumentation des Seminars des Deutschen Instituts für Urbanistik und des VfK am 20.-22.3.2000
Berlin 2000, 127 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-28-6; Preis: 7,00 Euro
- 25. Die Reform des Kindschaftsrechts - eine Reform für Kinder?**
Dokumentation der Fachtagung am 12./13.5.2000,
Berlin 2001, 208 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-29-4; Preis: 7,00 Euro
- 26. Rechtzeitiges Erkennen von Fehlentwicklungen im frühen Kindesalter und das angemessene Reagieren von Jugendhilfe und Medizin unter besonderer Berücksichtigung von Datenschutz und Schweigepflicht**
Dokumentation des Workshops am 30./31.3.2000,
Berlin 2001, 125 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-27-8; Preis: 7,00 Euro
- 27. Sozialarbeit im sozialen Raum**
Dokumentation der Fachtagung am 21./22.9.2000,
Berlin 2001, 198 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-30-8; Preis: 14,00 Euro
- 28. Kindertagesbetreuung - eine Investition, die sich lohnt!**
Dokumentation des 3. Berliner Diskurses zur Jugendhilfe am 20.11.2000
Berlin 2001, 103 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-31-6; Preis: 12,00 Euro
- 29. Pädagogische Konzepte in der Jugendsozialarbeit mit rechten Jugendlichen**
Dokumentation des Workshops am 8./9.3.2001
Berlin 2001, 95 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-32-4; Preis: 12,00 Euro
- 30. Qualitätsmanagement in der Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 30.11./1.12.2000
Berlin 2001, 191 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-33-2; Preis: 14,00 Euro

- 31. Auf dem Weg zur solidarischen Stadt - Kooperation von Stadtentwicklung und Jugendhilfe**
Dokumentation der Fachtagung am 10./11.5.2001
Berlin 2001, 228 Seiten, DIN A4, ISBN 3-931418-34-0; Preis: 14,00 Euro
- 32. Mit Kindern und Jugendlichen verhandeln?! Partizipation im Jugendhilfekontext**
Dokumentation der Fachtagung am 20./21.9.2001
Berlin 2002, 202 S., DIN A4, ISBN 3-931418-35-9 Preis: 14,00 Euro
- 33. Das Verhältnis von Sozialen Diensten und Amtsvormundschaft/ Amtspflegschaft im Jugendamt**
Dokumentation der Fachtagung am 11./12.10.2001
Berlin 2002, 130 S., DIN A4, ISBN 3-931418-36-7 Preis: 14,00 Euro
- 34. Die Verantwortung der Jugendhilfe zur Sicherung des Kindeswohls**
Dokumentation der Fachtagung am 29./30.11.2001
Berlin 2002, 204 S., DIN A4, ISBN 3-931418-37-5 Preis: 14,00 Euro
- 35. DAS ANDERE. Perspektiven der Jugendhilfe zum Umgang mit kultureller Vielfalt**
Dokumentation der Fachtagung am 6./7.6.2002
Berlin 2003, 157 S., DIN A2, ISBN 3-931418-38-3 Preis: 14,00 Euro
- 36. Erste Erfahrungen bei der Umsetzung der Regelungen nach §§ 78 a-g SGB VIII und die wirkungsorientierte Gestaltung von Qualitätsentwicklungs-, Leistungs- und Entgeltvereinbarungen**
Dokumentation der Workshops am 8./9.4.2002 und 17./18.6.2002
Berlin, 2003, 217 Seiten, ISBN 3-931418-39-1 Preis: 14,00 Euro
- 37. Vorbildliche Strategien kommunaler Suchtprävention**
Dokumentation der Fachtagung am 10./11.10.2002
Berlin 2003, 215 S., DIN A4, ISBN 3-931418-40-5 Preis: 14,00 Euro
- 38. Nicht nur *gut aufgehoben*. Kindertagesbetreuung als zukunftsorientierte Dienstleistung**
Dokumentation der Fachtagung am 17./18.10.2002
Berlin, 2003, 176 S. DIN A4, ISBN 3-931418-41-3 Preis: 14,00 Euro
- 39. Die Vereinbarungen nach §§ 78 a ff. SGB VIII (Achttes Sozialgesetzbuch – Kinder- und Jugendhilfe).**
Bestandsaufnahme und Analyse der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsentwicklungsvereinbarungen sowie der Rahmenverträge.
Studie zum Umsetzungsstand der gesetzlichen Neuregelungen der §§ 78 a ff. SGB VIII im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Berlin, 2003, 156 S. DIN A4, ISBN 3-931418-42-1 Preis: 14,00 Euro

- 40. Startchancen verbessern – Für ein neues Verständnis von Bildung in der Jugendhilfe**
Dokumentation des 5. Berliner Diskurses zur Jugendhilfe am 8.11.2002
Berlin, 2003, 118 S., DIN A4, ISBN 3-931418-43-X Preis: 14,00 Euro
- 41. Steuerungsmöglichkeiten der Jugendhilfe im Kontext der demographischen Entwicklung in Deutschland**
Dokumentation der Fachtagung am 28./29.11.2002
Berlin, 2003, 169 S., DIN A4, ISBN 3-931418-44-8 Preis: 14,00 Euro
- 42. Freiheitsentziehende Maßnahmen als Voraussetzung für pädagogische Einflussnahme: Indikationen, Settings, Verfahren**
Dokumentation des Workshops am 3./4.04.2003
Berlin, 2004, 96 S., DIN A4, ISBN 3-931418-45-6 Preis: 17,00 Euro
- 43/1. It Takes Two to Tango. Frühe Kindheit an der Schnittstelle zwischen Jugendhilfe und Entwicklungspsychologie**
Dokumentation der Fachtagung am 14.-16.05.2003
Berlin, 2004, ca. 270 S., DIN A4, ISBN 3-931418-47-2 Preis: 17,00 Euro
- 43/2. It Takes Two to Tango. Konzepte und Modelle zur Früherkennung von Entwicklungsgefährdungen bei Säuglingen und Kleinkindern**
Dokumentation des Pre-Conference-Workshops II zur Fachtagung „It Takes Two to Tango“ am 14.05.2003
Berlin, 2004, 117 S., DIN A4, ISBN 3-931418-46-4 Preis: 13,00 Euro
- 44. Wenn das Jugendamt wüsste, was das Jugendamt weiß... Das Jugendamt auf dem Weg zu einer lernenden Organisation**
Dokumentation der Fachtagung am 18.-19.09.2003
Berlin, 2004, 72 S., DIN A4, ISBN 3-931418-48-0 Preis: 13,00 Euro
- 45. Zusammenhänge und Wirkungen: Umsetzungsstand und Perspektiven der Regelungen nach §§ 78 a bis g SGB VIII**
Dokumentation der Fachtagung am 26.-27.06.2003
Berlin, 2004, 224 S., DIN A4, ISBN 3-931418-49-9 Preis: 17,00 Euro

Weitere Veröffentlichungen des Vereins für Kommunalwissenschaften e.V.:

WS 1. Soziale Arbeit in der Schule (Schulsozialarbeit) – Konzeptionelle Grundbedingungen

Abschlusspapier eines Workshops am 13./14.12.1996. Berlin 1997

kostenlos im Internet verfügbar

**WS 2. Die Verantwortung der Jugendhilfe für den Schutz der Kinder vor sexueller Gewalt: Was muss Jugendhilfe leisten, wie kann sie helfen?
Mit wem soll sie wie kooperieren?**

Thesen und Leitlinien des Workshops am 15./16.6.1998. Berlin 1998

kostenlos im Internet verfügbar

Literaturauswahl Jugendhilfe 2000: Veröffentlichungen aus dem Jahr 2000.

Berlin 2001

kostenlos im Internet verfügbar

Literaturauswahl Jugendhilfe 2001: Veröffentlichungen aus dem Jahr 2001.

Berlin 2002

kostenlos im Internet verfügbar

Literaturauswahl Jugendhilfe 2002: Veröffentlichungen aus dem Jahr 2002

Berlin 2003

kostenlos im Internet verfügbar

Literaturauswahl Jugendhilfe 2003: Veröffentlichungen aus dem Jahr 2003

Berlin 2004, 156 S., DIN A4

Preis: 5,50 Euro

Demnächst werden folgende Titel erscheinen:

Kindererziehung zwischen elterlicher und staatlicher Verantwortung

Dokumentation des 6. Berliner Diskurses zur Jugendhilfe am 14.11.2003

Die Verantwortung der Jugendhilfe für Kinder von Eltern mit chronischen Belastungen

Dokumentation der Fachtagung am 17.-18.06.2004

Neuorganisation der Jugendarbeit

Dokumentation des Workshops am 23.-24.09.2004

Bezugsadresse:

Verein für Kommunalwissenschaften e.V.,

Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe, Postfach 12 03 21, 10593 Berlin

Telefon: 030 / 39001-136

E-Mail: agfj@vfk.de

Fax: 030 / 39001-146

Internet: www.vfk.de/agfj